N12<528773253 021
LS
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: **Asien.**

Drittes Heft.

Die Indusländer.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Gk I 150 b

Indien

ist das Wunderland, dessen Name von den ältesten Zeiten an bis auf unsre Tage einem Zauberworte gleich den Osten und den Westen anlockte und alle Lust des Habens und Genießens in Bewegung setzte. Die Phönicier schon wagten von Eziongeber am rothen Meer aus trotz der dreijährigen Dauer wieder und wieder die Ophirfahrt nach den Mündungen des Indus, um dort Gold und Silber, Edelsteine, Sandelholz und Elfenbein, Affen und Pfauen zu holen. Alexander der Große sah den Reichthum an „barbarischem Gold und Perlen", den Indien auf die von ihm bezwungene Meeresfürstin Tyrus hingeschauert hatte, und kaum lag Aegypten zu seinen Füßen, so beschloß er, den Goldstrom des indischen Handels unmittelbar durch das Land der Pharaonen zu leiten. Als der Koloß des muhammedanischen Reiches, der bis zur Meerenge Gibraltars und bis zum indischen Archipel seine Schatten warf, allmählich zerbröckelte und neben dem neu auflebenden Alexandrien Akka und Konstantinopel sich als Stapelplätze des morgenländischen Handels aufthaten, geriethen die Seestädte Italiens in eine fieberhafte Bewegung: jede wollte sich zum ausschließlichen Kanal machen für die dort zusammenströmenden Erzeugnisse des Ostens, deren Werth die überalpischen Barbaren auf den Kreuzzügen nach dem heiligen Land kennen, schätzen und begehren gelernt hatten.

Indien war es wiederum, das mit zauberischem Glanze sich vor die Seelen der kühnen Seefahrer malte, welche vor bald 400 Jahren nach Abend und Morgen aussegelten, um die Welt zu erobern. Die Auffindung des Wegs um das Kap der guten Hoffnung durch Vasco de Gama (1498) nach dem Lande mit den „balsamischen Ebenen, würzigen Hainen und Perlenufern" machte das kleine Portugal zur ersten See- und Handelsmacht der Welt, bis die indische Bewegung

selbst den phlegmatischen Holländer ergriff und dieser (1595) vier Handelsschiffe auf demselben Wege, den die Portugiesen für sich allein beanspruchten, gar keck nach dem Lande der Sonne entsandte. Das „indische Fieber“ hatte aber schon längst noch weiter nördlich gegriffen und den schlummernden See- und Handelstrieb des Engländers geweckt. Um jeden Preis wollte er sich einen zweiten, von den portugiesischen Kanonen freien Weg nach Ostindien bahnen. Vergebens wandte er sich nach Nordwesten und nach Nordosten: das Polareis ließ ihn nicht durch. Vergebens sann er auf die Anlegung einer Heerstraße durch Rußland über das kaspische Meer: die große Wüste schrie ihm ihr schauerliches Nein in's Ohr. So war er denn genöthigt, es wie der kühne Holländer zu machen. Im Herbst 1599 legten etliche Bürger Londons die Summe von 30,000 Pf. Sterling zusammen, um „zur Ehre des Vaterlandes und zur Förderung des Handels“ einige Schiffe nach Ostindien und andern östlichen Ländern auszurüsten. Am letzten Tage des Jahres 1600 unterzeichnete Königin Elisabeth den Freibrief dieser Handelsgesellschaft, der ihr „in allen Ländern jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung bis zur Südspitze Amerika's, sofern sie nicht schon im Besitz christlicher Fürsten wären“, den ausschließlichen Handel gestattete und zugleich ausdrücklich das Recht gab, „Länder und anderes Besitzthum zu erwerben.“ Damit trat die ostindische Compagnie in's Leben, der schließlich der vielbegehrte Preis zufallen sollte.

Heute ist fast ganz Indien unter Englands Scepter vereint. Drei Elftel seines Gesammtflächenraums sind zwar noch nicht wirklicher Besitz der Briten, sondern gehören einheimischen Fürsten an, die aber dem Recht der Selbstvertheidigung und der diplomatischen Verbindung mit andern Staaten entsagt haben, wofür die britische Regierung ihre äußere Sicherheit und innere Ruhe garantirt. Völlig unabhängige Staaten sind nur am Himalaja noch einige vorhanden, dessen vierfacher Riesenwall Indien von den nördlicheren Ländern Asiens abschließt. Die bedeutendsten dieser unabhängigen Staaten sind am Westabhang des Gebirgs Kaschmir mit einer halben Million, an seinem Südfluß das sich ostwärts hinstreckende Nepal mit zwei Millionen, und weiterhin Bhutan mit anderthalb Millionen Einwohnern. Von europäischen Staaten besitzen außer England nur Portugal und Frankreich in Vorderindien noch ein Gebiet von zusammen 58 Quadratmeilen mit 517,000 Einwohnern.

Ein gut Theil des geheimnißvollen Zaubers, der einst über

Indien lag, ist nun geschwunden. Seine Gewürze und Düfte sind uns alltäglich geworden, Telegraphen- und Dampfbootverbindungen haben uns das ferne Märchenland nahe gerückt und damit auch seine Naturwunder ihres poetischen Duftes beraubt. Wissen wir doch jetzt, daß Indien nicht nur seine Seuchen, seine Fiebergegenden und seine Wüste, sondern wenn der befruchtende Regen ausbleibt, je und je auch seine entsetzlichen Hungersnöthen hat! Für den Missionsfreund dagegen ist Indiens Bedeutung durch alle neueren Forschungen nur gestiegen, denn seine Bevölkerung hat sich um so größer herausgestellt, je länger man sich abgemüht hat, sie zu zählen. Früher nahm man gewöhnlich an, sie sei mit 160—180 Millionen hoch genug angeschlagen, dann sprach man etwas schüchtern von mehr als 200 Millionen, und jetzt, nachdem im Jahr 1872 die erste vollständige Volkszählung stattgefunden hat, weiß man, daß alle diese Angaben zu niedrig waren und in Wirklichkeit die Einwohnerzahl der direkt oder indirekt unter englischer Herrschaft stehenden Länder Ostindiens nahe an 240 Millionen beträgt. Die verschiedenen Volkssprachen aber werden auf 21, und mit den Dialekten auf 58 geschätzt.

Wie schnell ist dieses ungeheuere Missionsfeld auf der Karte überblickt! Nur schwer machen wir uns aber eben deßhalb seine wahre Größe recht klar; denn sein Flächenraum von mehr als 68,000 Quadratmeilen beträgt ein Drittel von dem ganz Europa's; seine größte Ausdehnung von Nord nach Süd 850 und von West nach Ost 700 Stunden — Entfernungen wie von Archangel nach Palermo und von Bordeaux nach Moskau.

Eine solche Masse von Ländern und Völkern läßt sich natürlich nicht in Ein Gesammtbild zusammenfassen; ziemlich scharf grenzen sich darin jedoch zwei Hauptgebiete ab: das eigentliche Hindustan oder die in den Rumpf des asiatischen Festlandes eindringende größere Nordhälfte zwischen dem Himalaja und dem Windhya-Gebirge mit den beiden Stromgebieten des Indus und Ganges, und die sich südlich vom Windhya-Gebirge in den indischen Ocean hinausstreckende Dreieckhalbinsel Dekhan.

Wir beginnen unsere Umschau mit der größeren Nordhälfte, und zwar im verhältnißmäßig unbekannteren Westen, wohin die ganze geschichtliche Entwicklung Indiens zurückweist, obschon die englische Macht und die evangelische Mission dort erst seit wenigen Jahrzehnten begründet ist.

I. Sindh.

Hindu nannten die Perser, Indos die Griechen den gewaltigen Grenzstrom Sindhu, der im Norden des Himalaja entsprungen, dessen westliche Hälfte umschließt und durchbricht, um nach 800stündigem Lauf sich in's indo-arabische Meer zu ergießen. Sindh heißt er jetzt in Indien selbst, und ihm nach auch sein zwischen die kahlen Randgebirge Belutschistans und die Wüste Thurr eingeschlossenes Mündungsland. „Soll dieß das vielgepriesene Indien sein?" würde gewiß bitter enttäuscht jeder Europäer fragen, der in Karatschi (siehe die Abb. S. 7), dem einzigen sicheren Hafenort Sindh's gelandet, die lange Fahrt vom Meeresstrand in die Stadt machte, wo das müde Auge, von Sand und Sonnenglut geblendet, umsonst nach etwas Grünem sucht, hätte sich nicht im schönen Bombay an der palmenreichen Konkanküste, wo er zuerst den Fuß an's Land zu setzen hatte, ein ganz andres Bild vor seinen Augen entrollt. Sindh gleicht in der That mehr einer vom glühenden Sonnenstrahl versengten afrikanischen Landschaft als den frischen lebensvollen Gefilden, die sich uns beim Gedanken an Indien gewöhnlich vor die Seele malen. Seine ganze Küstenlinie ist ein einfacher, mit Dünen gesäumter Sandstreifen, den das Hochwasser überflutet; das ganze Indus-Delta besteht aus hart gewordenem, nur zum kleinsten Theil angebautem Alluvialboden fast ohne allen Baumwuchs; die Städte, die einst da blühten, sind zerfallen. Weiterhin begleiten den Strom fruchtbare Landstriche, so weit seine Ueberschwemmungen reichen; wo diese aufhören, ist öde Wüstenei. Nicht mit Unrecht ist das dürre Land schon Jung Aegypten genannt worden, denn wenn der die Küste von Malabar im Mai erreichende Südwestmonsun mit seinen Regengüssen sich bis Juni nach Bombay heraufwälzt, um sich weiterhin am Himalaja zu brechen und von Juli an Bengalen zu erfrischen, bleibt Sindh unberührt davon; noch weniger kommt ihm der Nordost-Monsun zu gut, der von Oktober bis Dezember die Ostküste befeuchtet. In Ober-Sindh sind an einzelnen Orten schon drei Jahre verstrichen, ohne daß ein Tropfen Regen fiel; Nieder-Sindh erhält alljährlich doch wenigstens etliche Schauer.

Wie pflegt nicht gleich Pflanzen und Thieren auch der Mensch nach einer solchen Himmelsgabe zu schmachten, wenn er Tag und Nacht, Nacht und Tag kein anderes Gefühl mehr hat als ein fürchter-

Karatschi.

liches Gewicht von Hitze in Kopf und Gliedern! — Bewundernd siehst du zu, wie ein schweres Gewitter am Horizont heraufzieht, stolz und gemessen, ein unbeschreiblich majestätisches Schauspiel. Der ganze Himmel ist Ein Blitz. Plötzlich schwarze Nacht, dann wieder Alles hell, und nun zucken und zittern die dunklen Wolkenschichten zusammen wie in gewaltigen Krämpfen. Dumpfer Donner rollt näher und näher, du siehst die Ferne sich in Regen hüllen. Der Wind rauscht und heult. Jetzt hörst du Tropfen fallen, rasseln — du fliehst. Thüren und Fenster springen auf; es pfeift der plötzlich kalt gewordene Wind herein. Schon ist die Veranda naß, und die Grube im Hof blinzelt voll Wasser im Wetterleuchten; etwas weiterhin sieht's aus wie ein Wolkenbruch. Am andern Morgen aber steht alles verjüngt da, Pferdefutter und Wassermelonen kommen lustig hervor; die Vögel, besonders die wilden Täubchen, finden sich zahlreich in Hof und Gärtlein ein, und es läßt sich wieder bei offenem Fenster arbeiten, was vorher des Flugsandes und der Hitze wegen unmöglich war.

Manchmal bringt der heiß ersehnte Regen aber auch statt Labsal Zerstörung, indem er in solchen Strömen niederstürzt, daß er Stunden weit die Eisenbahnlinie wegschwemmt, Brücken zertrümmert, Häuser umreißt und nicht wenige Menschenleben wegrafft, während das umgekommene Vieh sich nach Tausenden berechnet. Alle Posten bleiben dann stecken, das Reisen ist auf Wochen hin unmöglich gemacht, fast kein Haus bleibt fieberfrei. Wie mancher Europäer ist in der kühlen Jahreszeit schon frisch und muthig, voll schöner Pläne in dieses Land gekommen, aber ein paar heiße Monate, ein paar Fieber, und er war wie eine welke Knospe, die das Haupt neigt, ehe sie sich entfalten konnte!

Munter strebt indeß Karatschi auf. Vermuthlich ist es jenes Corcola, von welchem einst Alexanders Feldherr Nearch aussegelte. Ein englisches und ein Belutschi-Regiment sind hier in Garnison. Durch die Eisenbahn, die es jetzt mit Haiderabad, der alten Hauptstadt des Landes verbindet, ist Karatschi der natürliche Ausgangspunkt des ganzen Indusgebiets und der angrenzenden Länder geworden. Sein blühender Handel wird von Leuten aus den verschiedensten Ländern betrieben. Du findest da alle Rassen und Schattirungen: gebildete und halbgebildete, christliche und unchristliche Engländer, Deutsche, Indobriten, bezopfte Chinesen, wollhaarige schwarze Neger, reiche aufgeklärte Parsis, stolze Afghanen, schöngebaute, kräftige

Sindhis.

Belutschis, verschmitzte Hindus, fanatische Moslemen. Jeder ist an seiner Tracht, Gesichtsfarbe, Sprache und eigenthümlichen Redeweise leicht zu erkennen. (Die Abb. zeigt uns rechts zwei Sindhis mit ihrer eigenthümlichen Nationalkopfbedeckung, neben ihnen einen alten indischen Muhammedaner und links einen Neger).

Die etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen starke Bevölkerung des Landes besteht theils aus dem Hindustamm der Dschats, theils aus muhammedanischen Belutschen, welche direkte Abkömmlinge Muhammeds unter sich zählen. Sindh war ja das erste Land Indiens, das dem Anprall des Islam erlag, denn schon im J. 711 drangen gleich nach der Eroberung Persiens die Araber siegreich an den untern Indus vor. Später stand Sindh, bis es im J. 1843 durch die blutige Schlacht von Miani (einem Dorfe bei Haiderabad) in den Besitz der Engländer kam, meist unter drei Amirs vom Stamm der Talpuri-Belutschen, welche vertragsmäßig den Thron gemeinsam besaßen und die Einkünfte unter sich theilten. Auch unter englischer Herrschaft noch haben die Reste der Dschats, deren Viele nicht zum Islam gezwungen wurden, von dem Stolz und Fanatismus der Belutschen zu leiden. Ihrer äußeren Erscheinung nach sind die Sindhis hohe, kräftige Gestalten, die Mission aber findet unter ihnen einen harten Boden. Karatschi erhielt schon 1845 eine Freischule und wurde 1850 von einem Missionar der englisch-kirchlichen Gesellschaft besetzt. Die

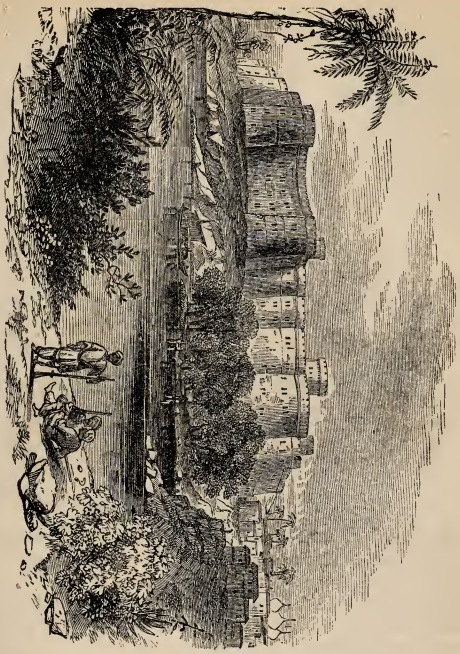
blühende Gemeinde, die dort gesammelt wurde, zählt aber kaum irgendwelche wirklich einheimische Elemente.

Tarkabad

Noch unfruchtbarer als Karatschi hat sich bis jetzt das 40 Stunden nordöstlichere Haiderabad, die alte Residenz der Amire gezeigt, die 1855 den ersten Missionar erhielt. Doch wagen wir die Fahrt dorthin. In den bequemen Eisenbahnwagen reist sichs beim milden Mondlicht ganz angenehm durch die sandige Einöde ins oasengleiche, gartenreiche Kotri, die Haiderabad gegenüberliegende Hauptstation der kleinen Indusflottille.

Lieblich ist die Dampfbootfahrt über den grün umsäumten Strom; dann geht's wie im Traum vorbei an des Amirs Landgut, an alten und neuen Festungen (siehe die Abb. S. 11), wie an erbärmlichen, ächt ägyptischen Erdhütten, vor denen Esel in die Wette wiehern und lasttragende Kamele auf den Knieen ausruhen; vorbei auch an besseren, flachdachigen, graufarbigen Gebäuden bis ans Missionshaus, in dessen Gärtchen ein paar Rosen freundlich blühen, Fremdlinge im Wüstenlande. „Saat auf Hoffnung", ist noch immer die Losung der müden Arbeiter, die da wohnen, und denen der Muth oft fast entsinken will über dem endlosen Harren. — Haiderabad ist eine bigotte Muhammedanerstadt und auch die dort lebenden Hindus feiern drauf und drein Feste an den heiligen Plätzen der Moslemen. Warum sollten sie's nicht? Ist's doch überall so, daß der große Hause gern mitthut, wo es Lärm und Gepränge gibt. Die Worte, die der Missionar an die im Bazar zusammenströmende Menge zu richten sucht, begegnen meistens nur Hohn und Widerspruch; der Schulunterricht hat zwar schon manche heidnische Jünglinge an ihrer väterlichen Religion irre gemacht, aber vom Verachten des Heidenthums bis zum lebendigen Erfassen des Heils in Christo ist's noch ein gewaltiger Schritt, und diesen Einen großen Schritt hat in Haiderabad erst ein einziger Sindhi gethan.

Die Frauen leben nach muhammedanischer Sitte, welche in ganz Nordindien auch auf die höheren Kasten der Hindus übergegangen ist, in ihre Häuser eingesperrt; alte Mütter und Kinder besorgen die nöthigen Einkäufe und Ausgänge. Schon kleine Mädchen kommen kaum über die enge Gasse hinaus, in der sie wohnen. Wie würden sie jubeln, wenn sie zuweilen einen Spaziergang ins Freie machen dürften. Die Gegend um Haiderabad ist zwar wüst und öde, aber selbst diese Wildniß wird oft schön, wenn das herrliche morgenländische Kolorit den Himmel malt. Von ferne glänzen dann die hellgelben Sandhügel und dazwischen hie und da blaugrüne Streifen von Gestrüpp



Haiderabad.

und Bäumen, die Kuppeln der Mausoleen (S. 12) glitzern, der öde Boden und die grauen Erdhäuser sogar bekommen Farbe und Leben im allgemeinen Glühen und Strahlen. Und dann gibt es auch reizende Stellen, wie am Ufer des Fuleli-Kanals oder im grünen Park des Amirs am Indus. Die armen Mädchen aber sehen nichts als hohe, finstre Mauern auf beiden Seiten der sogenannten Straßen, die eigentlich bloß schmale Durchgänge und oft so eng sind, daß ein Fußgänger und ein Esel kaum an einander vorbeikommen können.

Die Schwiegermutter führt das Regiment im Frauengemach oder der Zenana, wo alle Frauen ihrer verschiedenen Söhne bei-

Mausoleen der Amire von Sindh.

sammen wohnen. Mit Kochen, Seidestickereien, Auskämmen ihrer prächtigen Haare und Bewundern ihrer Schmucksachen, dazwischen hinein auch mit Schwatzen und Zanken bringen diese ihren Tag zu. Ihren Gatten sehen und sprechen die Meisten nur bei Nacht. Wie wäre es da möglich, daß das arme, unwissende Weib je ihres Mannes Gehilfin und Freundin würde!

In die Finsterniß und Sklaverei dieses Frauenlebens einen Strahl des Lichts und der Freiheit hineinleuchten lassen zu dürfen, ist natürlich der jeweiligen Missionsfrau ein großer Herzenswunsch. Eine derselben pflegte zuweilen die Fürstenwitwe Bibi Milka auf ihrem einsamen Witwensitz in der Nähe Haiderabads zu besuchen. Der armen Bibi war das Sonnenschein in das Dunkel und die Langweile ihres Lebens herein. Dann aber starb ihr wohlwollender Schwager und seitheriger Beschützer, und ein böser, geiziger Verwandter, der sie schon früher um den größten Theil ihres Besitzes gebracht hatte und jetzt das Vormundsrecht über sie bekam, gestattete keine weiteren Be-

suche mehr. Eine eigentliche Zenana-Mission, wie sie in verschiedenen andern Städten Nord-Indiens jetzt mit so großem Segen betrieben wird, hat in Haiderabad noch keinen Boden gefunden. Dagegen fand es Anklang, als eine Missionsfrau eine kleine Mädchenschule eröffnete, in welcher sie ihre Schülerinnen in allerlei Handarbeiten, namentlich auch im Nähen unterrichtete und ihnen dabei biblische Geschichten erzählte, sie auch Sprüche und Liederverse auswendig lernen ließ. So anmuthig die Sindhi-Mädchen aussehen, wenn sie gewaschen, gekämmt und reinlich gekleidet sind, was freilich nichts Alltägliches ist, so freundlich sie ihre Lehrerin immer begrüßten, gabs dabei natürlich doch manche Geduldsübung. Was man ihnen sagte behielten sie, aber selbst über etwas nachzudenken wollte ihnen nicht gelingen. Ihre gewöhnliche Antwort auf irgend eine Frage war „Das weiß Gott! ich weiß es nicht." Beim Singen waren sie völlig zufrieden, wenn's nur recht Lärm machte. Aber aus diesem schwachen Anfang sind nun doch zwei zahlreich besuchte Schulen geworden, die sogar von der Regierung schon Preise erhalten haben, und in denen eine der ersten Schülerinnen als tüchtige Gehilfin mitarbeitet. Nur die Eine köstliche Perle hat auch sie noch nicht gefunden, oder wenigstens nicht gehörig schätzen gelernt.

Eine dritte Missionsstation hat die England und Schottland an Größe etwa gleichkommende Provinz Sindh nicht; auf Reisen suchen aber die Missionare von Karatschi und Haiderabad den Samen des Worts auch weiterhin auszustreuen. Solche Ausflüge werden, so weit man dazu nicht die Eisenbahn oder die Indusdampfer benützen kann, meistens auf Kamelen gemacht. Anfangs ist dabei dem Neuling zu Muth, als müßte er seekrank werden, aber bald gewöhnt er sich an den schaukelnden Gang des Thiers und genießt die Romantik des Wüstenlebens, die dann und wann freilich auch den Besuch einer Schlange oder eines Skorpions in den für die Nacht aufgeschlagenen Zelten in sich schließt. Schlangenbisse sind in Sindh so häufig, daß jeder Polizeidiener von der Regierung aus mit Arzneimitteln sammt Gebrauchsanweisung versehen ist für Fälle, in denen kein Arzt zur Hand ist. (Die Abb. S. 14 zeigt uns einen die Würde eines Polizei-Offiziers bekleidenden Belutschen.) Müheloser als die Kamelreise ist natürlich die Indusfahrt, so langsam sie auch stromaufwärts von Statten zu gehen pflegt. Bald ruht bei ihr das Auge auf üppigen, saftig grünen Zuckerfeldern aus, bald ist der Boden meilenweit mit einer Salzkruste bedeckt, die im magischen Mondlicht wie ein großes

Belutsche.

Schneefeld erscheint, in seltsamem Kontrast zu der lauwarmen Nachtluft. Ein eigenthümlicher Anblick ist es auch, den Fischern zuzusehen, die in einer Hand eine lange Stange, an welche sie ihr Netz befestigt haben und mit dem Bauch auf der kleinen Oeffnung des runden irdenen Gefässes ruhend, in das die gefangenen Fische gesteckt werden, auf dem Fluß umherschwimmen, um dem Pallo, dem leckersten Fisch des Indus, nachzujagen. (S. 15.)

Weitaus der interessanteste Punkt bis zur Nordgrenze Sindhs ist die Stelle, wo der Fluß sich trennt, um mit gewaltigem Brausen

Pallo-Fischer.

die Felseninsel zu umströmen, welche die Festung Bakkar trägt, während er etwas weiter oben einen seeartigen Wasserspiegel bildet, in dessen Mitte eine kleine Insel mit einem von Palmen umfächelten Wallfahrtsort liegt und zu beiden Seiten des Stromes sich die Städte Sakkar und Rori erheben. Aber weh ums Herz wird dirs, wenn du die Kähne mit Pilgern am Tempel anlegen, sie ehrerbietig die zu ihm emporführenden Stufen küssen siehst und durch die weit geöffneten Thore ihre Andachtsübungen im buntgeschmückten Innern beobachtest. Wann wird doch endlich der Tag kommen, da auch das arme Sindh sich vor Gott beugt und sprechen kann: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke!

II. Das Pandschab.

1. Das Land.

Im Süden durch den Satledsch, im Westen durch den Indus vom übrigen Indien getrennt und im Norden und Osten an den Himalaja angelehnt, dehnt sich nördlich von Sindh das Pandschab oder Fünfstromland aus. Obschon nur wenig größer als Großbritannien, vereinigt es in sich doch alle klimatischen und landwirthschaftlichen Abstufungen und Gegensätze von der glühenden Sand- bis zur eisigen Gebirgswüste, von den wildesten Steppen bis zu den üppigsten Fruchtgefilden und entzückendsten Alpenthälern. Seinen Namen hat es von den reichen Zuflüssen, die, von dem ewigen Schnee der indischen Alpen gespeist, dem Indus hier in fast parallelen Linien zueilen und unter denen namentlich fünf von Bedeutung sind. Der westlichste derselben ist der dem herrlichen Kaschmirthal entströmende Dschilam; ihm folgt, an Länge seines Laufes dem Rhein gleichkommend, der in der Bergprovinz Spiti entspringende Tschinab; noch östlicher zieht durch den kleinen Staat Tschamba der kürzere und wasserärmere Rawi herab, dann aus Kulu der durch die Lieblichkeit und Majestät seines Thales berühmte Bias und endlich vom Süden der Kailasberge, auf denen der Hindu seine Götter thronen läßt, der aus hehren Bergregionen unweit Ludiana in die Ebene tretende Satledsch. Zwischen diesen Strömen liegen die verschiedenen Duabs (Zweistromländer). Uebrigens hat die englische Regierung in administrativer Beziehung dem Pandschab auch den südlich vom Satledsch gelegenen Landstrich mit der alten Mogulresidenz Delhi zugetheilt, während im Westen des Indus ihm selbstverständlich noch das Deradschat oder das sich längs dem afghanischen Randgebirge hinziehende, dem britischen Scepter unterworfene Grenzgebiet beigezählt wird.

Nicht leicht wird es ein für Bewässerung und Flußschifffahrt geeigneteres Land geben als das Pandschab; doch sind, den Dschilam ausgenommen, seine Flüsse nur in der Ebene schiffbar. Im Winter und Frühjahr ist ihr Wasserstand nieder; im Sommer, wenn der Schnee in den obern Regionen zu schmelzen beginnt, fangen auch sie an, sich zu füllen und in der Regenzeit vollends, wenn die Wolken sich Wochen lang in Strömen entladen, schwellen sie so ungeheuer an, daß von gewöhnlichen Brücken keine Rede mehr ist. Zuweilen

steigt ein Fluß so plötzlich, daß Leute, die ihn durchwaten wollten und nur noch 12—14' vom jenseitigen Ufer entfernt sind, dasselbe nicht mehr erreichen, weil die tobende Flut daherbraust, in der auch für den geübtesten Schwimmer keine Rettung mehr ist. Der Verkehr kann dann nur dadurch erhalten werden, daß man in der Ebene auf großen Booten, in den Bergen auf dicht geschlossenen und mit Luft gefüllten Ochsenhäuten über die Flüsse setzt. Dieß geschieht gewöhnlich so, daß ein Mann sich quer über eine solche Haut legt und der Reisende sich auf den Rücken des mit kurzen Stangen rudernden und mit den Füßen steuernden Schiffers setzt. In der Regel geht die Fahrt auch über einen reißenden Fluß glücklich von Statten, etwas komisch und unbehaglich ist sie aber immerhin, und naß zu werden läßt sich dabei kaum vermeiden. Europäer ziehen es deßhalb gewöhnlich vor, zwei solche Schläuche zusammenbinden, auf sie eine primitive Bettstelle legen und auf diesem improvisirten Schiff sich über den Fluß setzen zu lassen (siehe die Abb. S. 18). Im Hochgebirge werden wohl auch von hervorstehenden Felskanten aus einige starke Stricke über den Fluß gespannt und ein sackförmiges Netz daran gehängt, an dem abermals an beide Ufer reichende Stricke befestigt sind. Vermittelst dieser Stricke wird das Netz, in dem ein Mensch ziemlich sicher sitzen kann, über den Fluß gezogen. Auf diese Weise wird während der Regenzeit namentlich die Briefpost häufig befördert (siehe die Abb. S. 19).

Wie schon bemerkt, zerfällt das Pandschab in zwei wesentlich verschiedene Theile: die Ebene und das Gebirge. Das weite Tiefland mit seinen verschiedenen Duabs ist im Gegensatz zum übrigen Indien auch in seinen wohl bewässerten fruchtbaren Theilen auffallend arm an Bäumen. Als Brennmaterial dient darum der wegen der Heiligthaltung der Kuh dem Hindu keinerlei Ekel einflößende Kuhmist. In den Dörfern sieht man an jedem Hause sorgfältig geformte Scheiben davon zum Trocknen befestigt; in den Städten ist er ein gangbarer Handelsartikel; ja so eingenommen sind die Eingebornen für dieses Brennmaterial, daß es zum unberechenbaren Schaden der Felder sogar da gebraucht wird, wo kein entschiedener Holzmangel ist. Der Boden hätte durch die Entziehung seines Düngers schon längst ganz verarmen müssen, brächten nicht die Flüsse während der Regenzeit nicht bloß frische Erde, sondern auch viele Pflanzenstoffe aus den Bergen, wodurch er alljährlich einigen Nahrungsstoff erhält.

Seiner Armuth an Wäldern hat das Pandschab es zu danken,

daß es vergleichungsweise frei von wilden Thieren ist; doch findet sich in ihm die häßliche und gefräßige Hyäne, die schon mancher auf dem flachen Dach ihrer niedrigen Hütte schlafenden Mutter Nachts ihr Kindlein aus dem Arm geraubt hat; auch Wölfe und Wildschweine kommen hin und wieder vor. Der Schakal macht sich durch sein

widerliches Geheul bemerklich. In nächster Nähe der Häuser pflegt zwischen 9 und 10 Uhr Abends zuerst ein einzelner sein ohrzerreißendes Lied anzustimmen, dann fällt der ganze Chor ein; um Mitternacht oder 1 Uhr beginnen die unwillkommenen Musikanten ihr Konzert von Neuem, und Morgens zwischen 3 und 4 Uhr zum letzten Mal. Fern von den menschlichen Wohnungen grasen in den weiten Steppen

verschiedene Reharten, sumpfige Gegenden wimmeln von wilden Gänsen, Enten und Schnepfen.

Schafe, Ziegen, Kühe, Ochsen und Kamele gedeihen bei gehöriger Pflege vortrefflich. So schön aber das wohlgehaltene, so abschreckend ist das vernachläßigte Vieh. Das einheimische Pferd ist wohl das häßlichste Thier seiner Rasse und das gewiß nur in Folge der ihm widerfahrenden Behandlung, da ja die Pferde im benachbarten Afghanistan rühmlichst bekannt sind. Sonderbar! es ist dem Hindu etwas Schreckliches, ein Thier zu tödten, und ein Verbrechen, gar einen Ochsen oder eine Kuh zu schlachten, dabei aber ist er hartherzig genug, seine Lastthiere Tag für Tag ihre Bürde wieder aufnehmen und fortschleppen zu lassen, auch wenn sie schon zum Skelett abgemagert und Rücken und Seiten mit Wunden bedeckt sind. Kann solch ein gequältes Geschöpf nicht mehr weiter, so läßt man es verschmachtend zurück, den Geiern und Schakals zur Beute, die ihr Werk oft beginnen, ehe der Tod das seine gethan hat. Gräßlich ist es auch, draußen vor den Dörfern zuweilen arme alte Hausthiere mit zusammengebundenen Füßen zu sehen, von ihren grausamen Besitzern dem Hungertode und den gierigen Raben preisgegeben nach langem treuem Dienst.

Gleich dem übrigen Indien hat die Pandschab-Ebene nur drei Jahreszeiten: eine heiße, eine nasse und eine kühle. Die heiße Zeit fängt im April an; schon im März ist es aber so warm, daß Gerste und Weizen reifen und eingeheimst werden. Vom April bis Juni regnet es in der Regel nicht und der von den erhitzten Sandflächen der Indusregion wehende Westwind wird nach und nach zu einem wie aus einem Ofen kommenden Gluthauch, den die Eingebornen mit dem Wort „Loh" (Flamme) bezeichnen. Während der zwei- bis dreimonatlichen Dauer dieses Windes ist die Hitze an manchen Orten völlig unerträglich, das Thermometer steigt im Schatten auf 40—45° R., also weit höher als im schlimmsten Theil Arabiens. Wer die frische Luft genießen will, muß in der Morgendämmerung zwischen 4—5 Uhr ins Freie gehen, nach 7 Uhr Morgens wagt sich ohne Nothwendigkeit kein Europäer mehr hinaus. Zwingt ihn sein Geschäft, zu späterer Stunde das Haus zu verlassen, so muß er sich gegen die Sonnenstrahlen durch reichliche Kopfbedeckung und Schirm schützen. Sowohl Europäer als Eingeborne thun dieß durch einen Turban, den die Eingebornen um den Kopf, die Europäer um ihren Hut winden. Am beliebtesten sind für diese Jahreszeit mit Luftlöchern versehene

Europäische Kinderstube in Indien.

Basthüte von der Form eines Helmes, zweckmäßiger noch, aber abschreckend häßlich sind sonnenschirmartige Hüte, die durch einen innen angebrachten Reif auf dem Kopfe befestigt werden.

Bei Sonnenaufgang, also bald nach 5 Uhr, müssen die Häuser geschlossen werden; nur eine kleine Thüre bleibt offen für den Verkehr mit der Außenwelt; das Haus des Europäers gleicht dann mehr

einem Gefängniß als der Wohnung freier Leute. Innerhalb desselben sucht man sich durch vor die Thüre gestellte und von Zeit zu Zeit mit Wasser übergossene Grasmatten Kühlung, und durch einen an der Decke des Zimmers angebrachten und an Stricken gezogenen Fächer (Panka) ein Lüftchen zu verschaffen; hat aber die Hitze einmal den Grad der Blutwärme erreicht, so hilft auch Grasthüre und Panka nichts mehr. (Die Abb. S. 21 zeigt uns eine europäische Kinderstube in Indien, statt der eigentlichen Panka aber nur einen von einem Diener geschwungenen Fächer).

In den ersten Wochen der heißen Zeit ist der Europäer frisch genug, die Hitze zu ertragen ohne viel davon zu leiden, aber allmählich verliert er Appetit und Schlaf, Kraft und Energie verlassen ihn, er vegetirt mehr nur noch als daß er eigentlich lebt. Sichtbarer noch ist die Wirkung der sengenden Hitze auf das Pflanzenleben, Bäume und Sträucher scheinen abzusterben, alles Grün verdorrt; die ganze Landschaft trägt den Charakter unbeschreiblicher Mattigkeit und Oede. Dagegen verdankt man dieser Hitze einige Arten des köstlichsten Obstes, worunter die edleren Sorten der Mangos sowohl der Feinheit ihres Geschmacks, als auch ihrer Unschädlichkeit wegen den ersten Rang einnehmen.

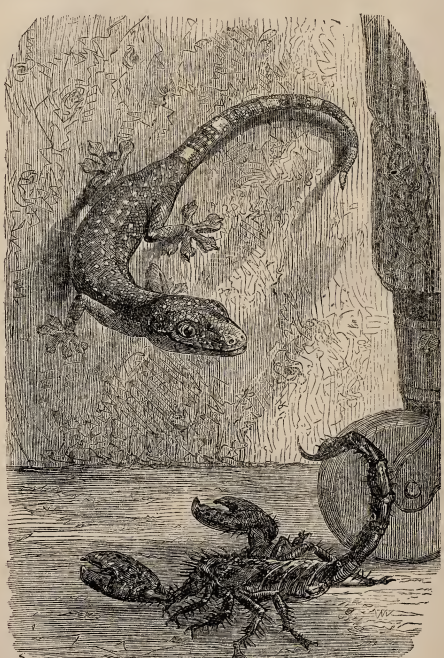
Im Juni hört der Glutwind allmählich auf und macht einer dumpfen Windstille Platz; Regen darf man aber erst erwarten, wenn der Süd- und Ostwind zu wehen beginnt. Uebrigens erstreckt die Regenzeit sich nicht einmal über das ganze Pandschab, sondern nur über das Gebirge und die ihm näher gerückten Gegenden; der Bauer im Westen des Landes muß seinen Feldern durch künstliche Mittel das Wasser zuführen, das ihm die Wolken versagen. (Siehe Abb. S. 23.) Heftige Gewitter künden die ersehnte Regenzeit an, die im Himalaja Anfangs Juli beginnt und Ende August oder Mitte September aufhört. Im Juli fangen die Bäume an zum zweiten Mal auszuschlagen und bald zeigt sich eine kaum zu bewältigende Vegetation. Das Gras wächst so schnell, daß man es alle paar Tage abschneiden kann; der Bauer arbeitet hart mit Pflügen, Säen und Jäten. Im Juni, während der größten Hitze wird, nachdem alle Felder durch Bewässerung für die Aufnahme des Samens weich gemacht worden sind, der Reis gesäet und schon im September kann man ihn schneiden. Mais wird innerhalb zwei Monaten gesäet und eingeheimst.

Es ist etwas Köstliches um die durch den Regen gebrachte Kühlung; setzt derselbe aber nur einen halben Tag aus, so scheint

Persisches Wasserrad im Pandschab.

die Hitze fast noch drückender als in der trockenen Zeit bei viel höherem Thermometer, denn wie eine schwere, warme Decke lastet dann die Luft auf Menschen und Vieh. Dazu kommen noch die lästigen Moskitos, die beiden Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Ueberhaupt regt es sich jetzt in der Insekten- und Amphibienwelt. Alles schwirrt und summt und zirpt Abends durch einander. Willkommene Gäste sind darum die klugen Eidechsen, die munter an der Wand herumhuschen

und Fliegen und Käfer fangen; aber auch Frösche suchen ins Haus zu kommen und was ungleich schlimmer ist als sie — Skorpionen und Schlangen. Unter den letzteren ist die bekannteste und gefährlichste die Brillenschlange. Mit Recht schaudert Mensch und Thier zurück, wenn dieses häßliche Thier sich zum Angriff aufrichtet und Hals und Kopf wie ein Luftkissen aufbläst. (Siehe die Abb. S. 24 und S. 25). Sie ist so giftig, daß der Gebissene nach einer Viertelstunde todt ist, wenn nicht augenblicklich die rechten Mittel angewendet werden. Das



Eidechse und Skorpion.

Brillenschlange.

Beste ist, die Wunde auszuschneiden oder auszubrennen. Glücklicherweise ist des Menschen Furcht und Schrecken auf der Schlangenbrut, so daß sie ihn nur angreift, wenn sie sich bedroht glaubt. Europäer werden daher selten von Schlangen gebissen; viel häufiger begegnet dieß den minder vorsichtigen, barfuß gehenden Eingebornen. Der Stich des Skorpions ist weit nicht so gefährlich wie der Biß einer giftigen Schlange, aber er verursacht große Schmerzen und starkes Fieber.

Besonders gegen das Ende der Regenzeit hin wird der Einfluß der alles durchdringenden Näße überaus unangenehm. Alles Holzwerk schwillt, Schuhe und Bücher bedecken sich mit Schimmel, die Wäsche wird in den Schränken feucht, so daß man trotz aller Schwüle oft ein Feuer im Kamin haben muß, um dieß und das nur einigermaßen zu trocknen. Unter dem Strahl der indischen Herbstsonne, die sich nochmals in ganzer Kraft fühlbar macht, erzeugen sich dann auch aus den verfaulenden Pflanzenstoffen viele Miasmen, deren Folge Fieber, Dysenterie und nicht selten Cholera sind. Würden die heiße und die nasse Zeit das ganze Jahr ausfüllen, so könnte wohl keine europäische Konstitution das Klima des Pandschabs ertragen; aber glücklicherweise folgt ihnen eine Art Winter, in der sich Alles wieder stärkt und erholt.

Im Oktober nämlich setzen kühle Nord- und Westwinde ein, welche schnell die noch übrigen Dünste verwehen. Jetzt erscheint wieder in all seiner Pracht das Blau des südlichen Himmels. Eine lieblichere Zeit, als sie das Pandschab namentlich von Oktober bis

Palankin.

Weihnachten genießt, läßt sich kaum denken. Nun athmet der Europäer auf, und lebhaft erinnern ihn die Gemüse und Blumen seines Gartens an die ihm schon in der Kindheit lieb gewordenen heimatlichen Formen, daneben schimmern auch Citronen und Orangen in dem dunkeln Laub ihrer schönen Bäume. Fünf bis sechs Monate lang arbeitet er jetzt wieder mit Lust und Kraft. Dieß ist die Zeit des Reisens. Die Garnisonen der verschiedenen Stationen werden gewechselt; die Civilbeamten ziehen im Palankin (S. 26) in ihren Distrikten umher, um überall selbst nachzusehen, an Ort und Stelle Beschwerden abzuhelfen und Processe zu entscheiden; der Missionar verkündigt von Ort zu Ort das Evangelium. Im Gebirge geht er dabei gewöhnlich zu Fuß oder reitet er; in der Ebene läßt er sich, wo er weder Flußboot noch Eisenbahn benützen kann, bald in seinem leichten „Buggy" (Halbchaise) ziehen, bald im Ochsenkarren führen. Liegt ein längerer Weg vor ihm, der das Mitnehmen eines Zeltes sammt Bett, Tisch, Stuhl und Küchengeräthschaften erfordert, so gleicht sein Reisezug fast dem einer wandernden Zigeunerfamilie.

Drei Hügelreihen bilden die Vorstufen, auf denen man aus der heißen Ebene zu den luftigen Berghöhen des Himalaja emporsteigt. Der ganze westliche Himalaja ist eine wild durch einander geworfene Masse nach allen Richtungen und Himmelsgegenden hinstreichender Gebirgszüge, die sich höher und immer höher hinter einander auftthürmen. Thäler gibt es darin nur wenige, wenn man nicht enge Schluchten so nennen will, in denen sich mühsam ein Fluß durchwindet. Einzelne Partien inmitten dieses Chaos jedoch werden an Großartigkeit und Schönheit gewiß nirgends übertroffen. So z. B. das herrliche Kangra-Thal, auf das die gleichnamige uralte Feste von schroffer Felshöhe herabschaut. (S. 28). Wie nicht leicht sonstwo, greifen hier die verschiedensten Zonen in einander: im Thale selbst ein Teppich des üppigsten Grüns, Palmen, Plantanen, Mangos und andre Südfrüchte, Zuckerrohr und Baumwolle; an seinen Geländen Fichten, Eichen und Cedern; in einer Höhe von 8—9000' Rhododendren, die hier in ihrer Heimat 30—40' hohe Bäume werden und ganze Bergseiten mit ihrer Blütenpracht bedecken, und dahinter in ihrer vollen Majestät die erste der gewaltigen Ketten des Himalaja mit ihren schneegekrönten Hörnern. Einen unbeschreiblichen Reiz verleiht diesen Alpenlandschaften namentlich Morgens und Abends die außerordentliche Reinheit und Klarheit der Luft, die aus weiter Ferne jede Biegung am Berge, jeden Einschnitt in einem Abhang, jedes

Kangra.

einzelne Gerippe im Felsen erkennen läßt. Und dann vollends die Pracht des Firmaments nach einem Schneefall, wenn Tausende von Sternen in bei uns unbekanntem Glanz zusammenfunkeln! Kein Wunder, daß der Bewohner des Himalaja so gut wie der Schweizer fern von seinen Bergen von einem unwiderstehlichen Heimweh ergriffen wird.

Kehren wir nun aber auch noch in einigen der vielen Städte des Landes ein. Das außerhalb der geographischen Grenzen des Pandschab gelegene Delhi abgerechnet, sind ihrer hauptsächlich vier von Bedeutung: Amritsar zwischen Bias und Ravi, etwa 18 Stunden westlicher Lahor links vom Ravi; südwestlich von beiden Multan unweit des Tschinab, und endlich die nordwestliche Grenzfestung Peschawer an einem Nebenflüßchen des Kabul, des einzigen Flusses, der aus den Gebirgswüsten Afghanistans dem Indus zuströmt.

Lahor, einstige Hauptstadt des Landes und jetziger Regierungssitz, ist mit seinen 150,000 Einwohnern nur noch ein Schatten von dem, was es in früheren Jahrhunderten war, da es sich 4 Stunden lang hinzog und eine Million Einwohner zählte; noch immer sammeln sich aber dort, wie vor Zeiten, alle Diejenigen, welche irgendwie mit den Behörden zu verkehren haben. Weit überflügelt worden ist Lahor in kommerzieller Beziehung von dem noch jungen Amritsar, das mit seinen Prachtbauten und Waarenschätzen an Babylons Pracht erinnert. Der Kaufmann aus Kalkutta bringt hieher englische Fabrikate aller Art, der Afghane getrocknetes Obst, Wollstoffe und Pferde; aus Tibet kommt Borax und die feinste Wolle der Welt; Kaschmir sendet seine unvergleichlichen Shawls, für welche die großen Firmen von Paris und London hier ihre Agenten haben. All diese Blüte aber verdankt Amritsar der Bedeutung, die es als religiöser Mittelpunkt einer einst mächtigen Sekte gewann, denn was Jerusalem den Juden, was Mekka den Muhammedanern und Benares den Hindus, das ist Amritsar den Sikhs. — Peschawer steht in verschiedener Hinsicht Amritsar an Bedeutung kaum nach. Als das nördliche Thor Indiens ist es nicht nur der Hauptverkehrsplatz nach Kabul und Bokhara hin, sondern auch ein strategisch und politisch wichtiger Punkt. Von ihm aus führt der furchtbare Chaiberpaß zu der afghanischen Feste Dschellalabad hinauf. Auf seiner muhammedanischen Hochschule holen sich zahlreiche Maulwis oder Doktoren Centralasiens Gelehrsamkeit, Titel und Ehre, daher ist der muhammedanische Theil seiner Bevölkerung auch dem Islam fanatisch ergeben. — Das glutheiße

Multan, die südlichste der vier Hauptstädte des Pandschab, ist gleichfalls ein nicht unwichtiger Punkt. So lange Peschawer noch zu Afghanistan gehörte, hieß Multan der Schlüssel des Pandschabs und Indiens; jetzt ist es einer der Haltplätze der von Kabul und Kandahar kommenden zuweilen 8—9000 Mann und 35,000 Kamele zählenden Karawanen, bevor sie sich über die ganze Halbinsel zerstreuen. Eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit theilt Multan mit Peschawer seines Fiebers wegen, zu dem in Multan noch Beulen kommen. Wer einmal von diesem Fieber gepackt wurde, kann es in der Regel Jahre lang, selbst in Europa, nicht los werden, wenn es nicht anders schnell einen tödtlichen Ausgang nimmt. Wie Peschawer, ist auch Multan vorzugsweise von bigotten Moslemen bewohnt. Doch dies führt uns auf die Bevölkerung des Landes und ihre Geschicke.

2. Vor Zeiten.

Unstreitig ist das Pandschab die Hochstraße gewesen, auf der die Wogen der Einwanderung nach Indien gedrungen sind. Die Zeit, in der sich ihre ersten Wellenschläge durch die Felspäße Afghanistans herab ergossen haben, verschwimmt im grauen Alterthum; das aber scheint kaum noch einem Zweifel zu unterliegen, daß so ziemlich das ganze Land vom schneebedeckten Himalaja bis hinab zum Cap Komorin zuerst von einem Jäger-, Fischer- und Hirtenvolk eingenommen wurde, dessen unvermischte Reste sich noch in zahlreichen Bergstämmen mit dunkler Hautfarbe, niedrer Stirn, hervorstehenden Backenknochen, vollen Lippen, glänzenden, aber kleinen, tiefliegenden Augen und einem gutmüthigen, fröhlichen, jedoch keineswegs intelligenten Gesichtsausdruck finden. Ihre Verwandten sind nach den Vergleichungen, welche die Sprachen ergeben, die Turanier, mit welchen die alten Perser zu kämpfen hatten, sowie die finnischen Völker, welche einst auch Mitteleuropa durchstreiften. Beherrscht war diese drawidische Urbevölkerung von Stammesältesten und kleinen Fürsten, jedoch fast mehr noch von Dämonen, die sie wegen ihrer Macht zu schaden und zu segnen nach Kräften zu versöhnen trachtete.

Ein Zweig des japhetitischen Volkes der Arier mag diesen drawidischen Stämmen bald nachgefolgt sein: Leute mit hoher Stirn, Adlernase, großen Augen, feinem Mund und ebenmäßigen Gliedern, wie sie heute noch ihre Nachkommen zieren (S. 31), obwohl die ursprünglich bräunliche oder gelbliche Farbe in Folge des tropischen

Ein Hindu.

Klimas bei Manchen fast schwarz geworden ist. Im Pandschab schlugen sie ihre ersten Wohnsitze auf; an den Ufern des Bias und Satledsch erklangen die ersten Hymnen ihrer ältesten heiligen Schriften (der Wedas). „Treffliche", wie sie selbst sich nannten, waren sie in der That in menschlicher Kunst und Wissenschaft. Als unsre deutschen Vorfahren sich noch Jahrhunderte lang unstät und flüchtig in ihren Wäldern umhertrieben, noch ehe ein Homer die Thaten der Griechen besungen hatte, noch ehe Rom erbaut, noch ehe im stammverwandten Medien und Persien ein Weltreich entstanden war, hatten diese indischen Arier, oder wie sie hinfort hießen, Hindus, schon ihre Poesie, ihre Schrift, ihre Gesetze und verschiedene andere Elemente der Bildung. Ihrer reichen Sprache, dem Sanskrit, entstammen nicht nur die heutigen nordindischen Volkssprachen Konkani, Mahratti, Sindhi, Pandschabi, Kaschmiri, Hindi, Bengali und Uriya (Orissa), sondern sämmtliche Sprachen der von Kalkutta bis nach Island verzweigten indogermanischen Völkerfamilie sind ihr nah verwandt. Aber freilich, der alte Indier, der vor 3000 Jahren zwischen dem Indus und den Schneebergen des Himalaja sein Streit-

roß und seine Wagen hatte, sein Vieh pflegte und etwas Ackerbau trieb, wird in dem heutigen Hindu kaum mehr erkannt, so viele Stadien hat seither sein religiöses, politisches und sociales Leben durchlaufen.

Damals verehrten die Inder Naturgötter wie den Himmel, dem sie die Erde als Gattin beigesellten, die verschiedenen Lichterscheinungen, das Opfer verzehrende Feuer und andre mehr. Im Ganzen nahm man ihrer 33 an, 11 im Himmel, 11 im Luftraum und 11 auf Erden. Damals war es dem Hindu nicht nur kein Greuel, Kühe und Ochsen zu schlachten, sondern er pflegte sie zu opfern, und Brahmanen trugen den Rest von geopferten Kühen selbst nach Hause, um sie mit ihren Familien zu verzehren. Damals stand es jedem Einzelnen frei, den Beruf der denkenden und betenden Brahmanen, der kriegenden und herrschenden Kschatrias oder der Viehzucht, Ackerbau und Handel treibenden Waijas zu erwählen: sie alle betrachteten sich als Dwidschas oder durch die Kultur Zweimalgeborne und wurden durch die Bekleidung mit der heiligen Schnur zur Theilnahme an den Opfermahlzeiten berechtigte Brahmatscharis. Erst mit dem siegreichen Vordringen der Arier nach Osten und Süden gestalteten sich der Lehr-, Wehr- und Nährstand zu den festgeschlossenen, sich unabänderlich vererbenden varnas (Farben), die wir unter dem portugiesischen Namen Kaste kennen. Keiner der unterworfenen Ureinwohner des Landes fand Aufnahme in diese drei Oberkasten; aus ihnen wurde die vierte Farbe der Sudras gebildet, deren Loos es war, Brahmanen, Kschatrias und Waijas zu dienen und sich von ihnen verachten zu lassen.

Auch das alte Griechenland und Rom hatte ja seine Sklaven und das ganze mittelalterliche Europa seine streng geschiedenen Stände, allein etwas ganz anderes ist die indische Kaste. Sie bezeichnet nicht nur einen socialen, sondern einen durch die heiligen Bücher der Hindu's gelehrten Wesensunterschied und ist darum ein unzertrennlicher Bestandtheil ihres Religionsgebäudes. Denn in den Schastras steht geschrieben: Die Brahmanen sind Brahma's Mund, die Kschatrias seinen Armen, die Waijas seinen Lenden, die Sudras seinen Füßen entsprungen. Das Erbtheil der Brahmanen ist Weisheit, Tugend und Heiligkeit, das der Kschatrias Stärke und Macht, das der Waijas Reichthum, das der Sudras Unterthänigkeit. Aber nicht genug, weiter heißt es: „Die Welt ist den Göttern unterthan, die Götter sind den Mantra's (zauberspruchähnlichen Gebets-

formeln) unterthan; der Brahmane ist der Herr der Mantras und durch sie Herr der Götter. — Wenn Jemand nur einen Tropfen Wasser, der mit dem Fuß eines Brahmanen in Berührung gekommen ist, bei sich trägt, in dessen Leibe werden alle Sünden augenblicklich ausgetilgt. Dem, welcher Almosen sammelnde Brahmanen zornig anblickt, durchsticht Jama (der Gott der Unterwelt) die Augen; in den Mund des Thoren, welcher einen Brahmanen schmäht, gießt Jama einen glühenden Eisenklumpen. — Und endlich gar: Brahmanen müssen verehrt werden, selbst wenn sie gottlos und aller Verbrechen schuldig wären, nicht aber der Sudra, selbst wenn er frei von allen bösen Leidenschaften wäre."

Man staunt, wie Jahrhunderte, Jahrtausende lang ein ganzes Volk sich solcher Anmaßung beugen konnte, allein einerseits wurzelte das Ansehen der Brahmanen schon von Hause aus in dem religiösen Sinn der Hindus, andrerseits war es wohl auch nicht einzig und allein priesterliche Herrschsucht, welche die ersten dieser Schranken zog, sondern ebensowohl der Wunsch, die arische Religion der Vedalieder vor der drohenden Vermischung mit dem finstern Dämonendienst der drawidischen Urbewohner zu bewahren, die deßhalb als ein Gegenstand allgemeiner Verachtung von den Opfermahlzeiten ausgeschlossen blieben. Innerhalb der arischen Volksfamilie selbst mögen hier, wie anderswo, zuerst Adel und Priesterherrschaft zusammengewirkt haben zur Unterdrückung des dritten Standes, dann aber erhoben sich die Brahmanen und beanspruchten die erste Rangstufe. Vergeblich suchten die stolzen Radschas mehr als einmal das auf ihren Nacken gelegte Joch abzuschütteln, die abergläubische Furcht, auf welche sich das priesterliche Ansehen stützte, war stärker als der Arm der Krieger. Und damit ja keine gemeinsame Auflehnung der übrigen Stände gegen ihre Tyrannei möglich sei, ersann die List der Brahmanen immer neue und strengere Gesetze, welche nicht nur zwischen den vier Hauptkasten eine unübersteigliche Kluft befestigten, sondern auch innerhalb derselben je nach Beschäftigung oder Abstammung wieder so unzählige, gleich undurchbrechbare Scheidewände aufrichteten, daß jedes Gefühl *allgemeiner* Theilnahme, jeder Gedanke an die Möglichkeit eines herzlichen Zusammenwirkens Aller ersterben mußte und jeder Einzelne all sein Sorgen und Lieben völlig unbekümmert um das Wohl und Wehe Anderer nur auf den allernächsten, eigensten Kreis concentriren lernte. Der Ausbildung des Kastenwesens folgte dann allmählich der jetzt bestehende religiöse Kultus mit seinen 330 Millionen Göttern nach.

Auf demselben Wege aber, auf dem die Hindus nach Indien gekommen waren, zogen noch andre Stämme dahin, um das Wunderland zu erobern. Noch jetzt, nach wohl 25 Jahrhunderten, lebt Sesnag, der Anführer scythischer Horden, die aus Central-Asien ins Pandschab einfielen, im Volksmunde fort. Diese „Takschaks" scheinen Schlangenverehrer gewesen zu sein oder sie als Zeichen auf ihren Fahnen geführt zu haben, denn Sesnag wird durch die Tradition als „Anführer der Schlangen" bezeichnet. Von ihnen haben wohl auch die Hindus die Schlangenverehrung angenommen; in den Bergen des Pandschab wenigstens ist kein Haus und kein Tempel, worin nicht die Schlange Nag in Stein ausgehauen aufgestellt wäre und angebetet würde.

Den Takschaks, die Sesnag nach Indien führte, folgten die Perser unter Darius, der seine Herrschaft bis über den Dschilam (Hydaspes) ausbreitete und ein Drittel seiner Einkünfte aus seiner indischen Satrapie bezog. Doch damals waren die Hindus noch energischer als heute. Sie schüttelten von Zeit zu Zeit das persische Joch wieder ab und dieß mag Alexander dem Großen Anlaß zu seinem berühmten Zug nach Indien gegeben haben. Daß seine Nachfolger noch lange über das Pandschab herrschten, beweisen neuerdings dort aufgefundene Münzen. — Jahrhunderte unsäglichen Jammers begannen nicht nur für das Pandschab, sondern für ganz Nordindien, als auf den Trümmern des Chalifats von Bagdad die Türken ihre Herrschaft in Khorasan und Kabul gründeten und ums Jahr 1000 der Ghasnevide Mahmud wie ein Sturmwind die sorglosen Hindus überfiel, Städte, Dörfer und als fanatischer Moslem vor allem die Tempel einäscherte und Priester und Volk mordete, so daß in 6 Monaten mehrere Millionen Menschen hingeschlachtet wurden. Nicht weniger als zwölfmal besuchte er mit seinen Räuber- und Mörderhorden verschiedene Provinzen Indiens, in erster Linie aber hatte seiner geographischen Lage wegen immer das Pandschab zu leiden. Als im J. 1152 die Ghaurs, d. h. die Ungläubigen, im nördlichen Bergland von Kabul die Ghasneviden gestürzt hatten, ihrerseits aber von Norden her durch die Seldschuken bedrängt, den Sitz ihrer Herrschaft nach Lahor (S. 35) verlegten, wurde das Land erst recht die Beute von Barbaren, die ihren Herrscherglanz durch Plünderung und Mord bethätigen zu müssen glaubten. Nicht besser wurde sein Loos unter den Afghanen oder Pathanen, die von 1211 an das Scepter an sich rissen, erobernd an die Jamuna vordrangen und das an diesem west-

Lahor.

lichen Zwillingsstrom des Ganges gelegene prächtige Delhi zu ihrer Residenz erwählten. Kaum kennt die Geschichte eine schändlichere Art, wie Fürsten ihre Unterthanen behandeln können, als diejenige, in welcher die afghanischen Despoten zu Delhi wetteiferten. Menschenhetzen, bei welchen die Hindus zu Hunderten niedergeschossen wurden, betrachteten sie als Jagdvergnügen, ganze Landstriche wurden entvölkert, weil die Einwohner es vorzogen, in Wälder und Berge zu flüchten, statt der unerschwinglichen Abgaben wegen sich zu Tod quälen zu lassen. Verschwörungen waren alltäglich und Ströme von Blut erstickten sie. Auch Timurs Ländersturm brauste über Indien hin und ließ hinter sich verheerte Landschaften liegen; das herrliche Delhi wurde durch ihn in einen Aschenhaufen verwandelt. Vor Timurs Raubzügen flüchtend, haben ohne Zweifel die Stämme, welche sich unter dem Namen Zigeuner in Europa umtreiben, das untre Industhal verlassen und sind weiter und immer weiter westwärts gezogen.

Schönere Tage brachen für Nordindien an, nachdem Sultan Baber, ein Nachkomme des schrecklichen Timur, im J. 1526 von Kabul aus unter Strömen von Blut seine Herrschaft begründet hatte und nun durch eine milde Regierung die Wunden zu heilen suchte, die er im Kriege geschlagen. Weit überragt wurde Baber noch an Heldenruhm von seinem Enkel Akbar dem Großen (1556—1605), der durch seine Eroberungen das Mogulreich fast über die ganze Halbinsel ausdehnte. Akbar war aber nicht nur ein gewaltiger Krieger, sondern auch ein Freund der Wissenschaften und ein weiser, gerechtigkeitsliebender Regent. Seine Statthalter, die Subahdars, auch Nawabs (Nabobs) und Nizams genannt, und die unterworfenen einheimischen Fürsten, Radschas, wußte er von seiner Residenz Agra aus in bester Ordnung zu halten, und so sehr er den Islam verehrte, erwies er sich doch duldsam gegen die Religion seiner andersgläubigen Unterthanen: Ja, einen Augenblick konnte es scheinen, als sollten sie durch ihn statt einer Religion des Schwertes eine Religion der Liebe kennen lernen. Das Wenige, was ihm englische und portugiesische Handwerker, die er von Surat und Goa hatte an seinen Hof kommen lassen, vom Christenthum zu sagen wußten und was der portugiesische Gesandte ihm davon erklärte, war ihm genug, sich in einem Briefe an den König von Portugal zu wenden, um sich von ihm christliche Bücher in persischer Uebersetzung zu erbitten und hernach sich zuerst aus Bengalen, dann aus Goa einige Jesuiten als Lehrer zu verschreiben. Den Eindruck, welchen das Christenthum

auf ihn machte, sprach er in den Worten aus: „Die Christen haben ihre Religion verbreitet, indem sie ihr eigenes, die Moslemen, indem sie das Blut Anderer vergossen.“ Zu einer Entscheidung für Christum aber hat er es, vielleicht nicht ganz ohne Schuld seiner Lehrer, bis an sein Ende nicht gebracht. Auf ihr Drängen, sich taufen zu lassen, noch ehe er recht in den göttlichen Heilsplan eingeführt war, erwiderte er: ein so wichtiger Wechsel stehe in Gottes Hand, er werde nicht aufhören, Ihn um Licht und Kraft zu bitten. Mehr und mehr aber entfremdete er sich den an seinen Hof gerufenen Priestern wieder und schließlich trug er sich sogar mit dem Gedanken, eine eigene Religion aus Christenthum, Islam und Hinduglauben zu mischen. Sein Nachfolger Dschehangir, ein Wollüstling, dem eine Religion so gleichgültig war wie die andre, übergab zwar den Jesuiten seine Neffen zu christlicher Erziehung, doch nur um sich dadurch künftiger Thronerben zu entledigen, da bloß ein Moslem Padischah sein konnte. Die jungen Prinzen wurden mit großem Pomp zu Agra getauft; mit diesem Einen Erfolg aber war der Einfluß der Jesuiten am Hofe der Moguln beendet.

Diese Letzteren versanken, durch das tropische Klima entnervt, in immer größere Ueppigkeit, ihrer mit aller erdenklichen Pracht der Kunst und Natur für den raffinirtesten Lebensgenuß ausgestatteten Herrschersitze, Lustschlösser, Gärten, Säulenhöfe und Bäder war kein Ende. Schnell erstanden unter Akbar und seinen Nachfolgern die majestätischen Kaiserstädte Agra, Patna, Laknau und viele andre; auch Delhi (S. 38) erhob sich wieder aus seinen Trümmern und wurde glänzender geschmückt als je zuvor. Hier saßen die Großmoguln in weißmarmornem Audienzsaal auf ihrem „Pfauenthron“ von dichtem Golde, überdeckt mit Diamanten, Rubinen, Sapphiren und Smaragden, zur Seite zwei Pfauen mit ausgebreiteten Schweifen aus Edelsteinen und dazwischen ein lebensgroßer Papagay aus Einem Smaragd. Auch Lahor war eine Lieblingsresidenz der Moguln. Noch sieht man im Nordosten der Stadt Schah Dschehans „Haus der Freude“, d. h. eine Viertelstunde lange, in drei Terrassen aufsteigende Gärten mit 450 Fontänen, deren Wasser sich in Marmorbecken sammelt, und jenseits des Rawi erhebt sich Dschehangirs prächtiges Grabmal.

So schnell indeß das Mogulreich erstanden war, so schnell sollte es wieder zerbröckeln. Schon der gewaltige Aurangzeb (1658—1707) hielt nur mit Mühe die kriegerischen Hinduvölker nieder, die sich

Hauptmoschee in Delhi.

seinem Joche zu entziehen suchten, weil er sie zur Annahme des Islam zwingen wollte, und nach seinem Tode begann unrettbar der Verfall des Reichs. Nicht weniger als 5 Kaiser und 6 Thronerben wurden innerhalb der nächsten 11 Jahre im Palast zu Delhi ermordet oder abgesetzt. Was Wunder, daß da verschiedene Hindu-völker abfielen und auch mehrere der großen Statthalterschaften sich zu eigenen Reichen ausbildeten? Des Pandschabs aber bemächtigten sich wieder und wieder die über den Indus hereinbrechenden und fast eben so oft wieder hinter denselben zurückgetriebenen Afghanen.

Doch hier hatte sich seit geraumer Zeit eine neue Aera vorbereitet, hervorgerufen durch eine Anzahl Männer, die als Reformatoren des entarteten Hinduismus auftraten. Unter ihnen nimmt Baba (Vater) Nanak die erste Stelle ein. Im Jahr 1469 in einem Dorfe bei Lahor geboren, zeigte dieser indische Zeitgenosse Luthers frühe eine von der Welt abgekehrte, auf's Innere der Dinge gerichtete Geistesart. Vergeblich waren alle Versuche, ihn zur Ergreifung eines weltlichen Geschäfts zu verlocken; keine Schlinge der Verführung, nicht Frauenreiz oder Aussicht auf Herrschaft und Reichthum störte ihn in seinem großen Vorhaben, die in Sekten zerfallene Menschheit zur Erkenntniß des Einen Gottes zu sammeln. Den Hindu's verwies er das endlose Pantheon ihrer Götter und die eitlen Kastenunterschiede, den Moslemen ihre Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Mit hohem sittlichem Ernst lehrte er: „Der allein ist ein wahrer Hindu, dessen Herz gerecht, und der allein ein wahrer Moslem, dessen Leben rein ist. Waffen lege an, aber solche, die Niemand beschädigen. Vernunft sei dein Panzer, wandle Feinde in Freunde, dein einziges Schwert sei Gottes Wort. Mord, Liebe zu dieser Welt, Geiz und Zorn sind vier feurige Flüsse. In diese Flüsse versinkt die ganze Menschheit und wird verzehrt. Durch die Gnade Gottes allein kann der Mensch gerettet werden.“ In schmucklosen Tempeln, aus denen jedes Bild Gottes verbannt war, versammelte er seine Anhänger, die sich mit Stolz Sikhs (Schüler) nannten, und sang mit ihnen Lieder zum Lobe des Höchsten.

Nanaks einziges Verlangen war gewiß, sich aus den Banden des Irrthums und der Sünde loszuringen, und man darf wohl sagen, er hat das Wenige, was er empfangen hatte, auch zum Besten Andrer treu genützt. Seine Lehre übte auch auf seine Schüler einen entschieden günstigen Einfluß, aber nicht lange blieb sie unverfälscht. Hatte Nanak gesagt: „Wenn ihr euch auch hundertmal waschet,

werdet ihr dadurch doch keine einzige Sünde entfernen", so grub dagegen sein dritter Nachfolger den heiligen Teich Amritsar (See der Unsterblichkeit), dem sich fortan die ganze Liebe und Sehnsucht der Sikhs zuwandte. Durch Untertauchen in ihn wurden die neuen Jünger aufgenommen; in ihm zu baden, war dem Sikh keine Pilgerfahrt zu lang. Als ein lautes Zeugniß, wie wenig es Nanak gelungen ist, bei seinen Anhängern den indischen Götzendienst durch die Anbetung des Einen höchsten Wesens zu verdrängen, steht auf einer kleinen Insel des heiligen Teichs der reichgeschmückte Tempel des Hari oder Krischna. In diesem Tempel wird unter einem seidenen Baldachin auch das Granth aufbewahrt, die hauptsächlich von Nanaks fünftem Nachfolger, dem Oberguru Hari Gowind zusammengetragene heilige Schrift der Sikhs.

Dieser Gowind war es vornehmlich, welcher der Sekte der Sikhs ihren späteren Charakter aufprägte. Sein Ziel war nicht mehr eine Reform geistiger Art, sondern die Abschüttelung der verhaßten Muhammedanerherrschaft. Den Tod seines Vorgängers zu rächen, der nach grausamer Behandlung von Seiten der Moslemen im Kerker gestorben war, erhob im Jahr 1606 Gowind den Ruf: „Behalten wir die fromme Milde für uns und kehren den Stahl gegen die Feinde!" und aus den friedlichen Sikhs wurden tollkühne Sings (Löwen). Sie wuchsen zu einer furchtbaren Macht heran. Mit Begeisterung aßen nun Leute vom höchsten wie vom niedersten Rang zusammen und schwuren Einigkeit im Geist. Wo sie die Herrschaft errangen, wurden die Muhammedaner schwer gedrückt; unter ihnen selbst aber herrschte große Gleichheit und einfaches, strenges Recht. Wurden sie besiegt, so wußten sie mit Würde und Gleichmuth den Märtyrertod zu sterben.

Zu einem Reiche wurden die vereinzelten Horden der Sikhs erst durch den ebenso begabten als lasterhaften Emporkömmling Randschit Sing vereinigt, der zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Fürsten um den andern überwältigte oder überlistete, bis endlich das ganze Pandschab mit Multan im Süden, Peschawer im Westen und Kaschmir im Norden zu seinen Füßen lag. Aber Sicherheit und Ruhe kehrte damit nicht ein. Das Volk wurde von dem gewissenlosen Tyrannen aufs Aeußerste gedrückt und ausgesogen, und unter den Großen des Landes waren Verrath und Meuchelmord die gewöhnlichen Waffen in ihrem Kampf um die ersten Stellen. Vierzig Jahre lang regierte Randschit, bis er im Jahr 1838

unter unaussprechlicher Todesangst sein Stündlein nahen fühlte. Er hatte in seiner Umgebung Europäer aus allen Landen versammelt, aber freilich nicht solche, von denen er das Wort des Heils lernen konnte. Es waren Aerzte, die ihre Kunst zu seinen Diensten stellten, oder Soldaten, die seine Armeen organisirten, oder Pulverbereiter und andere Künstler aller Art; Christen dem Namen nach, aber meist Heiden der Gesinnung und dem Wandel nach. Einmal in seinem Leben war ihm indeß dennoch das Evangelium nahe getreten, als er im Jahr 1832 dem vielgereisten Judenmissionar Wolff*) eine Audienz ertheilte und im Gespräch selbst zugestand: Es bedarf einer Arznei für das Herz des Menschen. Aber er hatte sie verschmäht, diese Arznei, und jetzt lag der Mächtige und Gewaltige hilflos stöhnend und um Rettung flehend da. Die Einkünfte von ganzen Distrikten wurden an berühmte Tempel vermacht, um sein fliehendes Leben zu fristen; selbst seine Elephanten, seine prächtigen Pferde, an denen seine Seele fast mehr als an allem andern gehangen, schenkte er weg; arabische Stuten mit Sätteln, die über und über mit Juwelen strotzten, heilige Kühe mit vergoldeten Hörnern, goldene Thronsessel und goldene Bettstellen sollten die verschiedenen Gottheiten versöhnen; sogar die Juwelen, die er kürzlich erst von der britischen Regierung geschenkt erhalten hatte, wurden geopfert. Den höchsten Preis selbst, den unschätzbaren Kohinur oder Lichtberg (den größten damals bekannten Diamanten der Erde), den er durch schnöde Verletzung des Gastrechtes dem flüchtigen Afghanenfürsten Schah Sudschah abgepreßt hatte, war er jetzt bereit, an Dschagannaths weltberühmten Tempel zu senden, wenn nicht seine Minister sich dem widersetzt hätten. Doch der gefürchtete Augenblick kam unabwendbar. Von seinem prächtigen Lager auf die bloße Erde herabgelegt, in seiner erstarrenden Hand den Schweif einer heiligen Kuh haltend, und den halberstickten Ausruf eines Götternamens auf den sterbenden Lippen, verschied der heidnische Fürst.

Kaum war die eiserne Hand des Tyrannen durch den Tod von dem Nacken des Volkes genommen, so brach Anarchie und Verwirrung im Reiche aus. Vor allem kam über das fluchbeladene Haus Randschits selbst ein Gottesgericht ums andre. Ehe das Jahr 1840 zu Ende gieng, starb sein Sohn und Nachfolger Kharak Sing an Gift. Man sagt, der eigne Sohn dieses Fürsten, Nau Nehal, sei

*) Siehe Missions-Bilder. Neue Serie. I. Heft.

Mitwisser und Mitschuldiger am Tod seines Vaters gewesen. Aber die strafende Hand göttlicher Gerechtigkeit ereilte auch diesen schneller als er ahnte. Als Nau Nehal eben von dem Scheiterhaufen heimkehrte, auf dem die Gebeine seines Vaters verbrannt worden waren, stürzte das Gewölbe über ihm plötzlich zusammen und zerschmetterte ihn und seine Begleiter. Ein zweiter Sohn Randschits, Schir Sing, bestieg den aufs Neue erledigten Thron; aber ehe vier Jahre vergiengen, wurde auch dieser Herrscher sammt seinem zwölfjährigen Sohn grausam ermordet. Von nun an erfüllte Blut und Mord den Palast von Lahor und fast kein Monat vergieng, wo nicht neue gräßliche Thaten zum Ausbruch kamen. Doch es sollte nicht immer so bleiben.

3. Die ostindische Compagnie.

Gewiß war es ein Rath göttlicher Erbarmung, daß das vielgetheilte, lang zertretene Indien einmal unter dem Scepter einer christlichen, einer evangelischen Macht geeint werden sollte. Aber es waren wunderbar verschlungene Wege, auf denen dieses Ziel sich anbahnte und menschliche Tücke und Thorheit schließlich den göttlichen Friedensgedanken dienen mußte.

In denselben Jahren, in welchen die üppigen Mongolenkaiser ihre Prachtbauten aufführten und den Pfauenthron im Marmorsaale zu Delhi errichteten, hatten ganz leise und still die ersten englischen Handelsleute den Boden Indiens betreten. Mit Dschehangirs Bewilligung errichteten sie 1612 eine Faktorei zu Surat an der Westküste, 1639 gründeten sie eine Niederlassung zu Madras auf der Ostküste, 1668 gab Portugal dem König von England als Mitgift seiner Gemahlin die Insel Bombay. Schon vorher hatte durch eine merkwürdige Fügung sich den Agenten der „ostindischen Compagnie“ auch die fruchtbare Provinz Bengalen mit ihren unzähligen Wasserstraßen erschlossen.

An Schah Dschehans Hof befand sich nämlich ein englischer Arzt Boughton und heilte ein Glied der kaiserlichen Familie von einer Krankheit. Dafür erhielt er 1636 von dem dankbaren Schah einen Freibrief, wonach er im ganzen Reiche ohne Zölle zu entrichten kaufen und verkaufen durfte, eine Gunst, welche der Statthalter von Bengalen auf alle Engländer ausdehnte. Auf Boughtons Einladung fanden sich auch sogleich mehrere Geschäftsführer der Compagnie ein, und der rasch sich entwickelnde Handel brachte ungeheuren Gewinn.

Mit dem gewaltigen Aurangzeb geriethen die abendländischen Fremdlinge in Zerwürfniß; er nahm ihnen Surat weg und würde sie ganz aus seinem Reiche vertrieben haben, wenn sie sich nicht vor ihm gedemüthigt und fortan der tiefsten Unterthänigkeit befliffen hätten. Hiedurch aber erwarben sie sich seine Huld wieder so, daß er ihnen 1698 zu einer weiteren Hauptniederlassung sogar noch Kalighat in Bengalen überließ, wo nun die Weltstadt Kalkutta aufblühte.

In Madras, Bombay und Kalkutta errichteten die Engländer nun Präsidentschaften, von denen aus ihre gesammten ostindischen Comptoire regiert wurden. Da kauften sie denn Baumwollenzeuge, Pfeffer und andres Gewürz nach Herzensluft und verkauften Tücher und Stahlwaaren an die Hindus. Schon 1624 hatte die Compagnie von der englischen Regierung „die Gerichtsbarkeit im Bezirk ihrer Niederlassungen", dazu 1661 das Recht erhalten, „mit nichtchristlichen Mächten Krieg zu führen und Friede zu schließen." Mithin besaß diese Privatgesellschaft eine ordentliche Staatsgewalt, die freilich vorerst noch nicht über die Schußweite ihrer kleinen Forts hinausreichte.

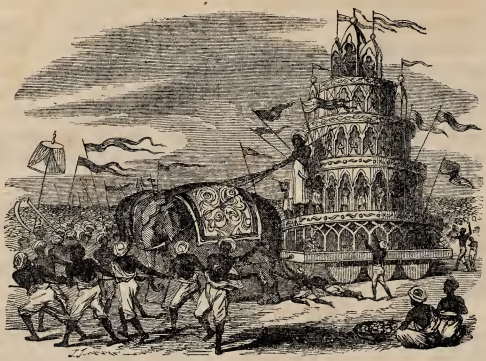
Ein schauerliches Ereigniß gab den entscheidenden Anstoß zur Erweiterung der englischen Herrschaft. Suradsch ad Daula, der muhammedanische Unterkönig von Bengalen, überfiel im J. 1756 das noch kaum befestigte Kalkutta und hauste fürchterlich darin; 146 Gefangene sperrte er in einen engen, dumpfen Kerker, wo sie in einer schwülen Sommernacht unter entsetzlichen Qualen bis auf 23 erstickten. Da zog von Madras her der tapfre Oberst Clive den Brüdern zu Hilfe. In der Schlacht bei Plasi schlug er am 23. Juni 1757 mit einer Schaar von 900 Europäern und 2100 Sipahis (europäisch geschulten eingebornen Truppen) das 50,000 Mann starke Heer Suradsch ad Daulas aufs Haupt und machte durch diesen Sieg die Handelsherren der ostindischen Compagnie zu Fürsten, die Faktorei Kalkutta zur Hauptstadt eines anglo-indischen Reichs. Mit Riesenschritten breitete sich nun die Herrschaft der Compagnie in dem zerbröckelnden Mogulreich von Provinz zu Provinz weiter aus, ums Jahr 1770 hatte sie bereits mehr Unterthanen als der englische König. In einer Zeit allgemeiner Anarchie, da jeder that was ihm gut däuchte, konnte natürlich die Gelegenheit, sich zu eignem Gewinn in fremde Händel zu mischen, von den Engländern reichlich ausgebeutet werden. Niemand leistete darin mehr, als Warren Hastings, der erste Lord Oberstatthalter von Kalkutta.

Je mehr aber die Macht der Engländer stieg, desto mehr sank die der Moguln. Seit im J. 1739 Nadir Schah, der grausame Tyrann Persiens, Delhi überfallen, den Pfauenthron fortgeschleppt und 120,000 Einwohner der Stadt hatte niedermetzeln lassen, war das noch dem Scepter des Großmoguls unterworfene Gebiet allmählich auf die allernächste Umgebung seiner Residenz zusammengeschmolzen und selbst dieses war wiederholten Plünderungen ausgesetzt. So brach im J. 1788 ein Häuptling des am Fuß des Himalaja ansäßigen Afghanenstammes der Rohillas herein und ließ dem Schattenkaiser Schah Alam die Augen ausstechen, weil er ihm keine verborgenen Kostbarkeiten mehr zu zeigen vermochte; darauf kam zwar ein benachbarter Mahrattenfürst dem Geblendeten zu Hilfe und vertrieb die Rohillas, aber nur um sich selbst zum Herrn der Stadt zu machen, sich die kaiserlichen Gärten und Paläste anzueignen und den armen Schah Alam buchstäblich darben zu lassen. Mit diesem kriegerischen, durch seine zahlreiche, unermüdliche Kavallerie weithin gefürchteten Stamm der Mahratten wurden 1803 die Engländer in Krieg verwickelt und nach glänzendem Sieg über die Reiterschaaren des Feindes zog General Lake in Delhi ein — zur unbegrenzten Freude Schah Alams, der die Briten als seine Retter begrüßte. Wirklich stellten sie auch wenigstens dem Namen nach bis auf einen gewissen Grad das kaiserliche Ansehen wieder her und sorgten nicht bloß für ein anständiges Auskommen des Schahs und seiner zahlreichen Familie, sondern auf möglichst rücksichtsvolle Weise auch für die Entfaltung eines gewissen Hofglanzes. In Wahrheit standen nun aber die Briten da, wo Akbar und Aurangzeb gestanden — das Mogulreich war ihnen.

Und nun bekam Indien also die Segnungen eines christlichen Regiments zu genießen? Ach nein. Es gieng damals die allgemeine Rede, jeder Engländer, der nach Indien reise, lasse seine Religion am Kap der guten Hoffnung zurück. Seit der Schlacht von Plasi hatte sich dort dem Ehrgeiz und der Habsucht ein so ungeheurer Spielraum erschlossen, daß jeder ernstere Gedanke von dem Verlangen erstickt wurde, möglichst schnell reich zu werden. Was im Orient seit alten Zeiten für Recht gegolten hatte: die Kunst, den Machtbesitz in Geld zu verwandeln, wurde von den schlechtbezahlten Dienern der Compagnie im Nu erlernt, unbekümmert um die ohnmächtigen Strafbriefe der Direktoren. Das Parlament mußte sich endlich drein legen und verordnete, um der Bedrückung der Eingebornen Abhilfe zu schaffen, im Jahr 1772 die Errichtung eines königs-

lichen Gerichtshofs in Kalkutta. Damit war zwar der unverschämtesten Gewissenlosigkeit gesteuert, aber überall öffneten sich doch noch Hilfsquellen in Menge, woraus sich ohne besondere Schande Geld gewinnen ließ. Die zurückgekehrten Anglo-Indier suchten dann einen Sitz im Direktorenhof zu erlangen, um ihren Söhnen dieselbe vielversprechende Laufbahn zu eröffnen. Es gelang, und die Direktion gerieth unter den Einfluß der „alten Indier", die Alle für indischen Aberglauben schwärmten. Die Engländer hatten zwar Bengalen erobert, aber bengalische Sitte herrschte über die Eroberer.

Ehen waren damals überaus selten; die meisten Engländer lebten mit eingebornen Weibern, die für die besten Munschis (Sprachlehrer) galten, und die Höchstbesoldeten hielten sich Zenanas (Harems). Der Sonntag wurde am liebsten mit Wettrennen gefeiert. Je freier man aber über das Christenthum spottete, desto andächtiger beugte man sich vor „den religiösen Vorurtheilen" der Eingebornen. Es lebte damals ein Oberst, gewöhnlich „Hindu Stewart" genannt, der das Christenthum abgeschworen und öffentlich dem indischen Götzendienst am Ufer der heiligen Ganga und in Siwatempeln gehuldigt hatte, zum allgemeinen Gelächter der Eingebornen. Ein Richter erbaute seiner Maitresse einen Tempel; ein anderer schrieb in seinem Testament vor, man solle seinen Leichnam halb verbrennen, wie es die Bigam (Frau) wünsche, halb begraben, wie sich's für einen Christen zieme. Aber nicht nur das. Die „alten Indier" wollten den Hinduismus neben oder vielmehr vor dem Christenthum als unantastbare Staatsreligion anerkannt wissen, und als im Jahr 1803 die Engländer den Mahratten die Provinz Orissa abnahmen, wurde die Götzenstadt Puri mit ihrem berüchtigten Tempel des Dschagannatha erst von englischen Truppen und Beamten besetzt, nachdem zuvor die britischen Offiziere durch die dienstthuenden Priester hatten bei dem Gott anfragen lassen, ob sein oberherrlicher Wille solches gestatte, was von den bestochenen Brahmanen bejaht wurde. Obschon der damalige Generalgouverneur, Lord Wellesley, jede amtliche Verbindung der Regierung mit dem Tempel untersagte, gieng nach seiner Abberufung dennoch ein Befehl des indischen Ministeriums durch, daß die Verwaltung des Tempels fortgeführt werden solle, wie sie unter dem muhammedanischen und mahrattischen Regiment bestanden hatte. Engländer hatten fortan die Oberpriester einzusetzen und die Tempelwagen (S. 46), deren Räder so oft mit Menschenblut bespritzt wurden, mit bunten Tüchern aus dem Regierungsmagazin zu behängen.



Götzenwagen.

Britische Offiziere mußten die Pilgertaxe einsammeln, mußten die trügerischen Pilgerjäger weit und breit durchs Land senden und ihnen nach der Zahl der Köpfe, welche sie zuhauf brachten, höheren oder geringeren Lohn auszahlen. Dschagannaths Leibdiener wurden Gehalte ausgesetzt und monatlich bezahlt: den Kämmerern, die ihm betteten und seine Garderobe besorgten; den Weckern, die Nachts seine Lampe anzündeten und ihn Morgens weckten; dem Diener, der sein Antlitz wusch, und dem Maler, der ihm die Augen färbte; der Wäscherin, die ihm sein Gewand reinigte; den Aufwärtern, die seinen Schirm und Wedel trugen, und den Kellnern, die ihm seine Nahrung vorstellten; den Musikanten endlich, die ihm spielten und sangen, sowie den Dirnen, die ihn durch Tänze erquickten! Auch sein Stall war nicht vergessen; sechs Elephanten dienten ihm zum Spazierritt, und ein Engländer hatte die Rechnung über ihre täglichen Kosten zu führen. Als ob diese Erniedrigung noch nicht tief genug wäre, fieng nun gar einer dieser Offiziere an, sich bei dem jährlichen Festaufzug zu betheiligen. Auf dem höchsten Elephanten sitzend, ritt er dem Götzenwagen voraus, schwang seinen Hut in der Luft und rief lauter als viele Hindus: „Sieg dem Dschagannath!“ — An andern Orten wurden Tempelgüter, welche habsüchtige Tyrannen an sich gerissen hatten, den Brahmanen zurückgegeben, ja Heerstraßen wurden von

der britischen Regierung nach den großen Wallfahrtsorten gebaut, so daß der Sturz des Mogulreichs und die Unterdrückung der Bürgerkriege, durch welche weite Strecken des Landes verödet lagen, zunächst nur einen neuen Aufschwung des Götzendienstes zur Folge hatte.

Daheim in England erwachte inzwischen all diesen Thatsachen gegenüber das christliche Gewissen des Volks. Schon im J. 1793 hatten bei der alle 20 Jahre erforderlichen Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie die edelsten Christen und Menschenfreunde Großbritanniens dieselbe zu nöthigen gesucht, daß sie die Errichtung von Missionen auf ihrem indischen Gebiet gestatte, allein der Antrag war mit großer Stimmenmehrheit abgewiesen worden. Die bange Furcht, die Völker Indiens könnten durch die leiseste Berührung mit der christlichen Mission zum Aufruhr gereizt und somit die reichen Gewinnste des indischen Handels beeinträchtigt werden, verfolgte die Herren im Ostindienhause wie ein Gespenst und diktirte ihnen ihrem altverbrieften Rechte gemäß, daß ohne von der Compagnie ausgefertigten Paß kein Fremder ihre ostindischen Besitzungen betreten dürfe, die strengsten Verbote gegen alle Missionsthätigkeit. Doch die Compagnie erlebte das Schicksal jedes Monopols: ihr Handel wurde in den nächsten 19 Jahren nur mit schwerem Verlust betrieben, während die wenigen unabhängigen Kaufleute, die Indien besuchen durften, sich mit leichter Mühe bereicherten. In dieser Zeit war die Industrie eine Macht geworden, Fabrikanten und Kaufleute forderten einstimmig Theilnahme am indischen Handel und freie Bewegung in englischen Kolonien. Die Compagnie sah in einer solchen Neuerung das sichre Verderben ihres Reichs; der Handel mit Indien, behaupteten ihre 50 Zeugen, habe die höchste mögliche Ausdehnung erreicht, die unabänderlichen Gewohnheiten der Hindus schließen jede Aussicht auf erweiterten Tauschverkehr aus; Zulassung von Europäern werde zu Verletzungen der einheimischen Vorurtheile führen und das Reich gefährden u. s. w. Nur Ein Mann, Lord Grenville, war seiner Zeit vorangeeilt und wünschte für Indien eine ganz andre Regierung, weil, wie er überzeugend ausführte, kein Fürst je nutzreichen Handel getrieben, keine Handelsgesellschaft je zum Besten der Unterthanen regiert habe. Vor dem Druck der öffentlichen Meinung mußten endlich die seitherigen Privilegien der Compagnie fallen; das Jahr 1813 erschloß Indien zugleich für englische Gewebe und für die Bibel, denn war einmal den handeltreibenden Klassen Freiheit gegeben, so konnte vom Festhalten der religiösen Beschränkungen konsequenter Weise nicht

mehr die Rede sein. Zudem hatten sich die Tische beider Häuser des Parlaments mit nicht weniger als 900 Bittschriften aus allen Städten und Dörfern Englands und Schottlands gefüllt, worin die höchste gesetzliche Behörde des Landes um ihre Verwendung zu Gunsten der sittlichen und religiösen Wohlfahrt Indiens beschworen wurde und dadurch einen Parlamentsbeschluß erlangt, welcher es der Compagnie zur Pflicht machte, denjenigen Personen, welche an der Hebung der Eingebornen arbeiten wollen, jede Erleichterung zu gute kommen zu lassen.

Mit der Umwandlung des Jahrs 1813 war der erste Stoß gegen das 56jährige Gebäude der Krämergesellschaft geführt, welche es für ihre höchste Pflicht erachtet hatte, ihre indischen Provinzen durch Monopole auszubeuten. Das nächste halbe Jahrhundert hat statt dessen ein Reich geschaffen, dem England die Segnungen des gesellschaftlichen Fortschritts im weitesten Maße zuzuwenden als seine Aufgabe betrachtete. Der „unausdehnbare Handel“ hat sich mehr als sechsfach vervielfältigt, die „unveränderlichen Hindus“ haben sich an europäische Waaren und Sitten gewöhnt. Europäische Kolonisation wird nicht mehr gefürchtet, sondern auf jede Weise befördert und hat den Taglohn des indischen Arbeiters verdoppelt und verdreifacht; Missionare sind in jede Provinz eingedrungen und haben sich der vollsten Preßfreiheit bedient, ohne eine Empörung zu veranlassen. Uralte Unsitten, wie das Aussetzen und Opfern von Kindern und die Verbrennung von Witwen mit der Leiche ihres Gatten sind durch einen Federstrich abgeschafft worden und nach wenigen Jahrzehnten so in Vergessenheit gerathen, daß Eingeborne behaupten konnten, dieselben haben nie bestanden und der Ausdruck: „gattentreu bis in den Tod“ sei bildlich zu verstehen. In erster Linie derjenigen Wohlthäter Indiens aber, die diesem Lande mit ganzer Seele und im Aufblick zu Gott gedient haben, wird immer der Name Lord Bentincks glänzen (1828—1835). Kein Generalgouverneur hat mehr gethan als er, die Scheidewand zwischen den Besiegten und Siegern niederzureißen; keiner hat so entschieden von allen Kriegen sich fern gehalten, um den friedlichen Fortschritt des ihm anvertrauten Reiches auf jede Weise zu sichern und zu fördern.

Nachdem im J. 1818 die Mahrattenkriege vollends zum Abschluß gekommen waren, schienen schwere Kämpfe im Innern des Reichs hinfort kaum mehr möglich; die Hauptaufgabe blieb, Räuber- und Mörderbanden niederzujagen und die Kräfte des Landes in fried-

lichem Fortschritt zu entwickeln. Dagegen erhob sich immer neuer Streit an den Grenzen und gab Anlaß, dieselben weiter und weiter hinauszurücken. Der gefährlichste Angriff kam von Nordwesten. Der kluge, weitschauende Randschit Sing hatte, so lang er lebte, Frieden mit England gehalten und dreimal (1809, 1831 und 1835) Freundschaftsbündnisse mit den Herren der ostindischen Compagnie geschlossen und erneuert; unter den auf seinen Tod folgenden Wirren aber erwachte in den Sikhs das Verlangen, sich mit den Kühe schlachtenden Franken zu messen, denen das Mogulreich als Erbe zugefallen war. Im Dez. 1845 stürmten 100,000 von französischen und italienischen Abenteurern geschulte Krieger mit wohl 200 Kanonen erobernd über den Satledsch vor. Furchtbare und blutige Schlachten, wie die Engländer in Indien noch keine zu bestehen gehabt hatten, folgten Schlag auf Schlag, bis am 22. Febr. 1846 ihr siegreiches Heer in Lahor einzog und den Frieden diktirte. Gebietsabtretung, schwere Kriegsentschädigung in Geld, Reduktion der Sikh-Armee, Auslieferung der Kanonen und britische Besatzung in einigen Festungen waren die Bedingungen.

Das von den Sikhs abgetretene Gebiet jenseits des Satledsch zu verwalten und dauernd für das indische Reich zu gewinnen, wußte der Generalgouverneur, Lord Hardinge, keine tauglicheren Männer als das Brüderpaar Henry und John Lawrence. In der That eine glückliche Wahl! In drei Jahren hatte John die Riesenaufgabe gelöst, das dort in jeder Beziehung herrschende Chaos zu lichten und das ganze Regierungssystem der Sikhs durch alle Zweige der Verwaltung hindurch in das anglo-indische umzuschmelzen. Henry aber suchte als englischer Resident in Lahor das durch Waffengewalt gebaute Pandschabreich friedlich umzugestalten und für den jungen Dalip Sing, das einzige noch übrige Söhnlein Randschits zu erhalten. Mit großem Takt hielt er die unruhigen Geister, die den Thron umschwärmten, in Ordnung; kaum hatte er aber im J. 1848 eine Erholungsreise nach England angetreten, so gab Mulradsch, der Sikh-Gouverneur von Multan, durch die verrätherische Ermordung von zwei englischen Offizieren das Signal zu einem allgemeinen Aufstand des Pandschab. Dieser zweite Sikh-Krieg endete mit dem entscheidenden Sieg, den Lord Gough im Februar 1849 bei Gudscherat erfocht und hatte die Einverleibung des Pandschab ins anglo-indische Reich zur Folge. Der äußerste Norden mit dem schönen Kaschmirthal verblieb leider dem gewissenlosen, aber listig neutral gebliebenen

Bergfürsten Ranbir Sing, der ohne eigne Schuld seines Landes verlustig gewordene Dalip Sing (S. 58) aber kam auf die Liste der apanagirten Fürsten Indiens zu stehen.

Dalip Sing.

Unter den drei Kommissären, in deren Hand nun die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt über die neu erworbene Provinz gelegt wurde, waren abermals Henry und John Lawrence. Was diese beiden frommen Staatsmänner und Helden hier geleistet haben, ist wahrhaft wunderbar. Trotz aller Bedrückungen und Erpressungen Randschit Sings brachte die kriegerische Bevölkerung des Landes, die seit einem halben Jahrhundert mit Begeisterung nur das Waffenhandwerk getrieben hatte, ihren neuen Beherrschern die bitterste Feindschaft entgegen; unter der weisen und energischen Leitung des seltenen Brüderpaares aber, um das sich bald eine Anzahl englischer Helden und Christen sammelte, wie Indien sie sonst nirgends beisammen sah, gieng die Auflösung der militärischen Organisation der Sikhs ohne Widerstand vor sich. Mit Thränen legten sie die Waffen nieder; doch schon in wenig Jahren hatten sie den Pflug wieder liebgewonnen

und hiengen mit Achtung und Ergebenheit an ihren tüchtigen christlichen Herrschern. Ganze Massen ließen sich ins britische Heer anwerben und fochten nun mit derselben Begeisterung für England, mit der sie kurz zuvor gegen dasselbe gekämpft hatten. Merkwürdig! eben jene Sikhs, deren furchtbarer Einfall im J. 1845 den Bestand des ganzen indobritischen Reichs in Frage stellte, waren es, die nächst Gott zwölf Jahre darauf dieses Reich vom Untergang retteten.

Vergeblich suchte die anglo-indische Regierung, ihrer alten Politik treu, sich die Anhänglichkeit ihres eingebornen Heeres, dessen Tapferkeit und Ausdauer sie seit der Schlacht von Plasi alle ihre Siege verdankte, hauptsächlich durch die rücksichtsvollste Schonung „seiner religiösen Vorurtheile" zu sichern. Vergeblich verpflichtete sie sich schon bei der Einreihung der Sipahis in die Armee, ihnen nichts zuzumuthen, was gegen ihre Religion und Kaste wäre; vergeblich schirmte sie dieselben namentlich in Bengalen, wo das Heer sich hauptsächlich aus den höheren Kasten der Nordwestprovinzen rekrutirte, vor jeder Unterweisung eines Missionars. Als in den Jahren 1848—1856 der gewaltige Marquis Dalhousie eine lange Reihe wichtiger Reformen ins Leben rief, als da und dort wie durch einen Zauber Schulen erstanden und an der Umwandlung des lange schlafenden Volksgeistes zu arbeiten anfiengen, als mit einem Nu Telegraphendrähte das große Reich durchzogen, während die nöthigen Eisenbahnen ihnen allgemach zu folgen begannen, als die jüngere Generation in den Hauptstädten sich mit europäischen Gedanken und Lebensformen zu befreunden schien, da gährte es nirgends so sehr wie in der bengalischen Armee, in welcher das Heidenthum in vollster Kraft und Blüthe concentrirt war. Und als nun endlich in der Armee selbst einige Neuerungen eingeführt werden sollten, sahen die seither besonders gehätschelten höheren Kasten darin bereits einen Anfang zu dem von vielen Brahmanen und Mullahs prophezeiten schrecklichen Anschlag der Regierung „noch alles gleich zu machen." Ueberdieß hatte der Krimkrieg den Fanatismus aller Moslemen neu entzündet. Ein günstigerer Augenblick, die Handvoll Ungläubiger aus dem Land zu jagen, ließ sich kaum denken, denn die in den Krimkrieg weggezogenen Regimenter waren nicht gehörig durch neue ersetzt worden, und zudem waren im Okt. 1856 mit China, im Nov. desselben Jahrs mit Persien Feindseligkeiten ausgebrochen, welche weitre Truppen in Anspruch nahmen.

Schwer rächte sich's jetzt, daß die Regierung sich so geflissentlich gehütet hatte, ihre Armee mit dem Wesen des Christenthums

bekannt werden zu lassen, denn nun fanden die tollsten Lügen über diese Fremdenreligion Glauben. Hieß es doch, die Patronen der neuen Enfieldbüchsen seien mit Schweine- und Kuhfett bestrichen, dem Greuel der Muhammedaner und Hindus, um durch ihre Berührung unvermerkt alle Sipahis zu Christen zu machen! Ohne daß die sorglosen Europäer es ahnten, wurden über das ganze weite Gangesthal die Fäden einer Verschwörung gesponnen, die ihnen am hundertsten Jahrestag der Schlacht von Plasi mit Einem Schlag den Untergang bereiten sollte. Nur das vorzeitige Losbrechen der Garnison von Mirat in der Nacht des 10. Mai 1857 rettete durch Gottes Fügung das indobritische Reich.

Nachdem die meuterischen Sipahis dort das Gefängniß gestürmt und 1400 der schwersten Verbrecher befreit hatten, ermordeten sie alle Europäer, deren sie habhaft wurden, und zündeten ihre Häuser an. Die in jener Schreckensnacht verübten Greuel gaben den Ton an für das, was die bengalische Armee von ihren Kameraden erwartete; der Telegraph that es im Nu allen in Indien zerstreuten Europäern kund. Noch in der Nacht zogen die Aufrührer nun gegen Delhi, dessen Regimenter sich ihnen sofort anschlossen und in der schon so oft von Mord und Graus erfüllten Stadt ein allgemeines Würgen unter den Europäern begannen. Unsagbare Greuel wurden verübt, muhammedanische Prinzen zogen englische Damen nackt aus und überschütteten sie mit dem Blut ihrer vor ihren Augen hingeschlachteten Kindlein. Drei Missionare, eine betagte Missionswitwe mit zwei Töchtern und viele eingeborne Christen fielen als Märtyrer, unter letzteren der heldenmüthige Wilayat Ali.*) Mit genauer Noth konnte das ungeheure Arsenal noch von den 9 Engländern, denen es anvertraut war, geschlossen, einige Stunden muthig vertheidigt, und dann von dem letzten derselben in die Luft gesprengt werden.

Das Auffliegen des großen Arsenals war die letzte telegraphische Botschaft, welche aus der alten Kaiserstadt durch Indien flog, dann folgte wochenlanges schwüles Schweigen. Die sprechenden Drähte wurden überall durchschnitten, und nun zeigte sich's auf jeder Station, was ein Mann werth war. Allenthalben die höchste Gefahr, da und dort bewältigt durch Helden, die das Glück begünstigte, an vielen Orten aber ein unterschiedsloses Gemetzel, schauerliche Fluchten unter der unerträglichen Maisonne, wunderbare Rettungen, unglaub-

*) Siehe den Basler Traktat: Wilayat Ali.

liche Treulosigkeiten, aber auch nicht wenige Bewährungen von unverhoffter Treue und Menschenfreundlichkeit bei hohen und niedern Hindus. Ueberall tödteten nun die Garnisonen ihre Offiziere und deren Familien, öffneten die Gefängnisse und Zuchthäuser und zogen mit Musik nach Delhi ein, wo der 90jährige Padischah Akbar IV. zum Kaiser ausgerufen wurde. Der neue Generalgouverneur, Lord Canning, war fast rathlos, doch rief er von Madras europäische Truppen herbei, um wenigstens das bedrohte Kalkutta vor der allgemeinen Sturmfluth zu schützen. Die muselmanische Hauptmacht wieder zu gewinnen, reichten seine Kräfte nicht aus.

Im Pandschab aber verfügte John Lawrence über eine bedeutende Truppenmacht. Schnell entwaffnete dieser aller Orten die Bengalis und vereitelte durch eine überall gegenwärtige Polizei die Anschläge der Aufrührer. Sikhs und Afghanen aber drängten sich in Massen zu den englischen Fahnen, als nun geworben wurde, um Truppen gegen Delhi zu führen, wohin er sofort alle entbehrlichen europäischen Soldaten sandte. Schon am 8. Juni stand General Barnard auf den Höhen vor Delhi und schlug daselbst mit etwa 3000 Mann sein Lager auf. Ums zehnfache waren ihm die Sipahis überlegen; ein General um den andern starb oder erkrankte; Sonnenstich und Seuchen räumten unter den Europäern mehr auf als die Waffen der Empörer; doch nach und nach rückten die neu geworbenen Truppen von Nordwesten heran, und ihnen voraus der allbekannte Oberst Nicholson, von den Bergvölkern fast als ein Gott verehrt. Mit jeder Verstärkung hob sich der Muth im Lager und sank die Hoffnung des greisen Kaisers. Am Morgen des 14. September endlich wurde die Stadt erstürmt, und auf den Mauern wehte wieder die britische Fahne. Aber es war ein theuer erkaufter und nur halber Sieg. Von 6000 Kriegern lagen 1200 todt oder verwundet, auch der ritterliche Nicholson war gefallen. Aus den altersgrauen Moscheen und Palästen der Stadt waren Burgen geworden, die nun Tag für Tag gestürmt, unterminirt, gesprengt werden mußten. Erst am 20. September, nach sechstägigem Kampf, war das Werk der vier schwersten Monate anglo-indischer Geschichte vollendet. Tags darauf wurde der flüchtige Padischah eingefangen und die blutbefleckten Prinzen erschossen. Den Padischah selbst mit seiner Familie sandten die Engländer nach Rangun, wo er in der Verbannung hinsiechte, während seine jüngern Söhne eine tüchtige Erziehung erhielten.

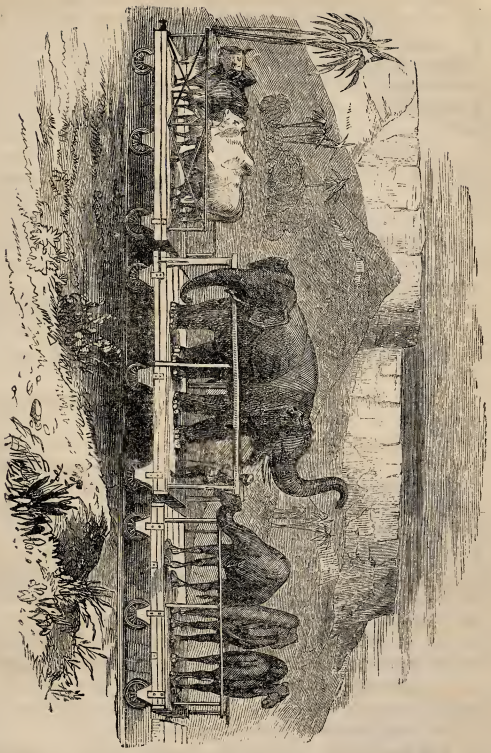
So lange der Streit um Delhi wogte, konnte der Aufruhr

weiter greifen; mit der Nachricht von seinem Fall wurde es ruhiger in den Bazars, an den kleinen Höfen, durch alle Garnisonen. Der Stern der Franken war wieder im Steigen, aber wieder erobert war Indien damit noch nicht; es sollte noch heiße Kämpfe kosten. Die blutigsten derselben drehten sich bekanntlich um Lacknau, die gewaltige Hauptstadt von Audh, wo der menschenfreundliche Sir Henry Lawrence fiel. Mit ihrer Wiedergewinnung war jedoch der Sieg entschieden, obgleich noch ein Jahr länger hin- und hergekämpft werden mußte. Am 1. November 1858 wurde auf allen Stationen des wieder beruhigten Indiens proklamirt, daß die Herrschaft der „Compagnie" ihr Ende erreicht habe, und die Königin Viktoria hinfort selbst durch einen Vicekönig und seinen Rath die Regierung über ihre indischen Unterthanen führen werde. Wie schmählich waren doch alle Berechnungen kleinlichen Eigennutzes zu Schanden geworden!

4. Die Mission in den Hauptstädten des Pandschab.

In keiner andern Provinz Indiens hat unter britischem Regiment eine so schnelle und durchgreifende Umwandlung stattgefunden wie im Pandschab. Noch sind es nicht volle 40 Jahre, daß seine Bewohner wilde Horden waren, die in beständigem Kampf unter einander lagen, so daß ein Europäer, auch wenn er die hiezu nöthige besondere Erlaubniß erhalten hatte, dieses Land nicht bereisen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, täglich bestohlen und beraubt zu werden. Jetzt ist im ganzen Pandschab Leben und Eigenthum sicher. Jahrhunderte lang hatte asiatische Willkür und Tyrannei geherrscht, vom Minister bis zum Nachtwächter herab war jeder Beamte ein Unterdrücker und Blutsauger des Volks gewesen, jetzt genießt der Arbeiter unverkümmert die Früchte seines Fleißes; zweckmäßige Bewässerungseinrichtungen erhöhen den Ertrag des Bodens; neu angelegte Straßen und Eisenbahnen (S. 55) erleichtern den Verkehr. All diese Segnungen aber verdankt das Pandschab einer Anzahl von Männern, die sich durch keine menschliche Rücksicht davon abhalten ließen, Gott ihren Dank für den schwer errungenen Sieg über einen tapfern Feind dadurch zu bezeugen, daß sie sich's zur heiligen Aufgabe machten, demselben durch kräftige Förderung der Mission die einzige Quelle aller wahren und ewigen Wohlfahrt zu erschließen.

Die Bevölkerung, mit der die Mission es hier zu thun hat, ist, wie aus allem Bisherigen hervorgeht, sehr gemischt, und nicht minder



Indische Gebirgsbahn.

groß ist die Mannigfaltigkeit der zu bewältigenden Sprachen. Die älteste derselben ist das jetzt nur noch von den Brahmanen im Himalaja ganz rein gesprochene Hindi, wie das Sanskrit selbst eine reiche, edle, wohlklingende Sprache. Mit mehr fremden Zusätzen

vermischt und vom Hindi etwa so verschieden wie das Portugiesische vom Spanischen, ist das hauptsächlich unter den Sikhs eingebürgerte Pandschabi oder Gurumukhi. Pachtu ist die Sprache der Afghanen wie in ihrer Heimat Afghanistan, so auch in der Gegend von Peschawer und dem Indus entlang. Arabisch wird als die Sprache des Korans wenigstens in den muhammedanischen Schulen gelehrt und auf den Pilgerreisen nach Mekka und Medina weiter gepflegt. Größeres Ansehen und weit mehr Eingang als das Arabische hat das Persische, die Hofsprache der muhammedanischen Beherrscher des Landes, gefunden; als Umgangssprache jedoch steht das Hindustani oder Urdu allen andern voran. Es ist dieß eine erst seit etwa 800 Jahren entstandene Mischsprache, die ihre Formen vom Hindi, ihre meisten Wörter vom Persischen und Arabischen genommen hat. Seitdem das Persische aufgehört hat, in Nordindien Regierungssprache zu sein, ist das Hindustani an seine Stelle getreten. Alle besseren oder besser sein wollenden Klassen der Eingebornen sprechen es, und wer es geläufig inne hat, kann durch ganz Indien reisen.

Bereits sind alle Hauptorte des Pandschabs mit Missionaren besetzt, und zwar haben sich vier Gesellschaften in diese Arbeit getheilt. Amerikanische Presbyterianer hatten sich schon 1834 hart an der Grenze des Pandschabs in Lodiana niedergelassen und durch Uebersetzungsarbeiten eine vorbereitende Thätigkeit begonnen. Den siegreichen englischen Heeren auf dem Fuße folgend, besetzten sie dann gleich 1847 die Kreisstadt Dschalander in dem Duab zwischen Satledsch und Bias, und 1849 die Hauptstadt Lahor. Schottische Presbyterianer folgten den amerikanischen Brüdern nach und gründeten im Norden eine Station in Sialkot; die Stationen der englisch-kirchlichen Gesellschaft aber sind von Peschawer und Multan bis auf die kühlen Höhen der Vorberge des Himalaja über das ganze Land zerstreut, und im eigentlichen Hochgebirge stehen Missionare der Brüdergemeinde, wartend, daß sich ihnen auch Tibet erschließe. In Delhi arbeiteten schon, ehe es dem Pandschab beigezählt wurde, Baptisten und Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft.

Das Hauptquartier der kleinen Streiterschaar, die das Pandschab dem Herrn Jesu erobern möchte, ist Randschit Sings einstige Residenz Lahor. Fünfmal in der Woche predigt hier der älteste der amerikanischen Presbyterianer, Miss. Newton, am Delhi-Thor und sonst in den Straßen, so daß Gottes Wort jetzt reichlich zu haben und

weithin bekannt ist. Daß es aber durch Indiens eigene Kinder ausgerichtet werden muß, wenn das Land für das Evangelium gewonnen werden soll, ist eine Erkenntniß, die sich den Missionaren immer von Neuem aufdrängt, ob sie nun ihre eigene Kräften messen, die im Kampf mit dem ungewohnten Klima, den fremden Sprachen und den vielfachen Anforderungen oft viel vermissen lassen, oder ob sie auf die Millionen der sie umgebenden Hindus und Muhammedaner schauen, welche hinsterben, ehe sie den Ruf zu Licht, Freiheit und Leben auch nur vernommen haben. Darum richten die Missionsgesellschaften jetzt ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinnung tüchtiger Rüstzeuge aus den Eingebornen. Sie verachten die einfachen, treuen Leute nicht, welche mit nothdürftigem Schulunterricht ausgestattet, als Evangelisten, Lehrer und Pastoren für ihren Heiland arbeiten; sie suchen aber auch Männer heranzuziehen, welche gegen die gelehrtesten Brahmanen und die sieggewohntesten Mullahs in den Streit ziehen können. Deßhalb haben die erfahrensten Missionare des Pandschabs die Errichtung einer theologischen Schule empfohlen, in welcher namentlich die Grundsprachen der Bibel gründlich gelehrt würden. Clark und French waren die Männer, welchen es gelang, im Nov. 1870 diese Schule in Lahor zu eröffnen. Einflußreiche Missionsfreunde kauften dort den großen Garten eines Sikhfürsten an und übergaben ihn mit allen hiezu nöthigen Gebäuden ausgerüstet der Mission. Man brauchte viel Platz, denn die zu sammelnden Studenten durften auch verheirathete Männer sein. Die rechten Leute für diese Schule zu finden, war und ist nicht leicht, denn auch wohlgesinnte Jünglinge streben lieber nach gutbezahlten Regierungsämtern, als daß sie sich mit ganzem Herzen in den verleugnungsvollen Dienst Jesu stellen. Doch sind schon wackre Prediger in diesem Seminar herangebildet worden und es rücken auch immer wieder junge Männer nach, von denen sich etwas Rechtes erwarten läßt. Natürlich wird auch an den Frauen der Studirenden gearbeitet, die in der richtigen Benützung ihrer christlichen Freiheit und in der Erziehung ihrer Kinder noch viel zu lernen haben. Die jungen Leute aber werden oft genug ins Feuer geführt und auch nachher durch brieflichen Verkehr ermuntert, ihre Waffen nicht rosten zu lassen. Und bei der Straßenpredigt in Lahor dürfen sowohl Lehrer als Studenten die Wahrnehmung machen, daß Gegner wie Wahrheitssuchende die Bibel jetzt durchforschen wie nie zuvor, wär's auch nur um mit mehr Einsicht und Glück den Missionaren opponiren zu können.

Lahor ist von der englischen Kirche jetzt zu einem Bischofssitz erhoben und zum ersten Inhaber dieses neuen Bisthums am 21. Dez. 1877 der unermüdliche Miss. French geweiht worden. Bisher hatten die dort wohnenden Engländer ihre Gottesdienste in dem von ihnen für diesen Zweck passend hergerichteten großartigen Grabmal einer einstigen Tänzerin gehalten; jetzt soll eine eines anglikanischen Bischofssitzes würdige Kathedrale dort erbaut werden.

Dalip Sing aber, der einzige Sprößling des mächtigsten und zugleich versunkensten indischen Königshauses, ist ein leuchtendes Beispiel der Gnade geworden, die sich da erbarmet, wessen sie will. Nicht leicht kann es Umstände geben, die geeigneter wären, eine Menschenseele schon frühe zu verwüsten und zu Grunde zu richten, als die Verhältnisse waren, in denen dieses Fürstenkind seine ersten Jugendjahre verlebte. Dennoch konnte Dalip Sing in einer Rede, die er auf einem Bibelfest in England hielt, erzählen: „Als ich noch ein kleiner Knabe war und ganz unter Heiden lebte, fragte ich einmal meinen Hofmeister, einen jungen Brahmanen, worin denn eigentlich die Religion der Engländer bestehe. Er sagte: „Ich will dirs zeigen", nahm eine Bibel zur Hand und las mir das erste Kapitel des ersten Buchs Mosis, damit ich vom Schöpfer das nöthigste wisse. Darnach las er mir das 27. Kap. des Evangeliums Matthäi vor, und obgleich ich noch ein Kind war, weinte ich doch über die Geschichte von der Kreuzigung. Ich glaube, daß der h. Geist schon damals so auf mein Herz einwirkte, daß ich einen Zug zum Heiland bekam, und jetzt stehe ich vor euch als ein Christ. Damit hat sich an mir das Wort der Schrift erfüllt: „Einer wird angenommen, der andre wird verlassen werden, denn mein Hofmeister ist noch immer ein Heide."

Nach diesem schönen Bekenntniß ist es nicht zu verwundern, daß, als im J. 1849 der junge Maharadscha von den Engländern vom Thron gestoßen und für die Zeit seiner Minderjährigkeit der Pflege des frommen Dr. Login in Fatteh gar übergeben wurde, er sich bald von dem in dessen Hause wehenden Geist angezogen fühlte, obgleich Login Befehl hatte, seinen Mündel vor direkt christlichem Einfluß zu hüten und ihm nur heidnische Lehrer zu geben. Sechszehn Jahre alt begehrte und erhielt Dalip Sing die Taufe mit Genehmigung des Generalgouverneurs Lord Dalhousie, an den ausführlich darüber berichtet werden mußte. Dann zog der entthronte Fürst nach England und kaufte sich daselbst an, ohne jedoch seine Lands-

leute zu vergessen. Im Verein mit frommen Engländern stiftete er eine christliche Herberge für indische und andre morgenländische Matrosen, die oft nach London kommen und da sie nicht wissen, wo aus noch ein, leicht allerlei Betrügern und Verführern in die Hände fallen. Ebenso gibt er verschiedenen Missionsgesellschaften reichliche Beiträge. Einmal hat er auch mit Erlaubniß der englischen Regierung Indien wieder besucht, so sehr die Zeitungen gewarnt hatten, man solle ihn doch nicht dahin gehen lassen, er könnte einen Aufruhr erregen. Politische Zwecke aber hat er dort nicht verfolgt, sondern sich nur überall nach dem Stand der Missionen erkundigt und sie mit reichen Gaben bedacht. Und weiter hat er für alle in Bombay lebenden Missionare und ihre Gemeinden ein Gastmahl veranstaltet, an dem im Ganzen 450 Personen Theil nahmen: schottische, englische und amerikanische Prediger, getaufte Mahratten, Guzeraten, Hindis, Tamiler, Malayalen und auch etliche Kinder Israels. Fröhlich, wie ein Kind saß der abgesetzte Maharadscha in ihrer Mitte und sagte, das sei einer der glücklichsten Tage seines Lebens. Man sang christliche Lieder in drei verschiedenen Sprachen und lobte den Herrn der Großen und der Kleinen, daß Er es mit Allen so gut gemeint. Dabei haben dann doch Christen und Heiden gemerkt, daß dieser Edle sich der Glaubensgenossen nicht schäme, wären sie auch aus gar niedern Kasten gesammelt und müßten ihr Brod mit gemeiner Arbeit verdienen, wie das bei den meisten der Fall war. Auf der Rückreise durch Aegypten verheirathete Dalip Sing sich mit einem wohlerzogenen braunen Mädchen, der Tochter eines Deutschen (H. Müller) und einer eingebornen Christin und ist seither auch der amerikanischen Mission in Aegypten ein treuer Freund geblieben.

Auch in Amritsar quillt jetzt ein besseres Lebenswasser als das seines Unsterblichkeitsteichs. Anno 1852 ließen sich Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft dort nieder und gleich im folgenden Jahr wurde Miss. Fitzpatrik in einem zwei Stunden entfernten Dorf eine köstliche Erstlingsfrucht geschenkt. Bei einer Predigt, die er dort hielt, verschlang ein alter Sikhpriester jedes seiner Worte. Andre giengen, dieser Priester aber blieb, die Hände auf den Knieen gefaltet, auf dem Boden sitzen und fragte weiter, wie es sich mit dem Heiland verhalte. Am nächsten Tag saß er wieder da und horchte, und der Geist blies drein und fachte die Worte in seinem Herzen zu einer hell lodernden Flamme an. Als der Missionar nach Amritsar zurückkehren mußte, folgte ihm der Priester und ließ sich taufen. Sechs-

zehn Jahre lang predigte er darauf Jesum seinen Landsleuten in einfach herzlicher Weise. Dann wurde er krank und lag lange matt und müde am Boden; aber wenn man ihm von Christo sagte, leuchtete sein immer gleich heitres Angesicht. Im Nov. 1868 verschied er und wurde als das erste Saatkorn in den Gottesacker von Amritsar eingesenkt. Nun aber hatte er ein Testament aufgesetzt, darin er all' seine Habe, etwa 600 Mark, der Mission vermachte, um eine kleine „Flagge für Christus" aufzurichten. Er bewohnte nämlich eine Hütte am heiligen Teich, wo seine Nachbarn, die frommen Bettler, auf einem hohen Feigenbaum ihrem Gott eine Flagge wehen ließen zum Zeichen, daß religiöse Lehrer unter dem Baume wohnen, und oft hatte sein Herz gebrannt, daß er unter all den vielen derartigen Flaggen Amritsars keine für Christum sah. Also wurde mit dem Geld seine Hütte zu einem Katechistenhaus umgebaut sammt einem kleinen Versammlungssaal und die kleine Gemeinde machte sich anheischig, einen Katechisten dreinzusetzen und zu unterhalten, damit das Zeugniß für unsern Heiland nicht aussterbe am heiligen Teich von Amritsar.

Schon vorher aber war in Amritsar eine andre Fahne für Christus erhoben worden durch ein Regiment der Sikhs, das 1857 Delhi einnehmen und plündern half. Einer dieser Krieger nämlich fand dort bei einem Goldarbeiter einen in ein Papier gewickelten Diamanten und versteckte ihn in seinen Gürtel. Nachts in sein Zelt zurückgekehrt, besah er sich die Beute. Erst wurden seine Augen wacker am Glanz des Edelsteins, dann schaute er auch das Papier an. Darauf standen Pandschabi-Buchstaben, die las er wieder und wieder und zeigte sie seinen Kameraden und alle hatten große Freude daran. Es war ein Blatt aus dem Neuen Testament, wie dem Sikh sein Offizier sagte, dem er es mit großem Interesse ins Zelt brachte. Der Offizier war fromm und bot ihm ein ganzes Neues Testament an. Auf dem Weitermarsch lasen nun Viele drin oder hörten Abends beim Wachtfeuer dem Lesen zu und endlich sagten sie dem Offizier, der Weg dieses Buches sei gut und sie möchten noch mehr davon hören. Jetzt besuchte sie ein Missionar und taufte im J. 1858 zwei Erstlinge. Andre folgten und noch immer brennt das Feuer weiter in diesem 24sten Pandschab-Regiment. Sie schätzen das Papier nun höher, als den Diamant, der drein gewickelt war und halten ihre Fahne hoch, das Bekenntniß von Isa Messih (Jesus Christus).

Die bedeutendste Frucht der Mission in Amritsar war indeß

bis jetzt wohl der hochbegabte Imad-eddin (s. Abb.), ein Sohn des muhammedanischen Rechtslehrers Siradscheddin. Wie der Vater, so hat auch der Sohn sich's sauer werden lassen mit seiner Religion;

Imad-eddin.

er hat nicht nur fleißig gelernt und studirt, manchmal ganze Nächte hindurch, sondern hat auch viel gebetet an den Gräbern der Heiligen und auf mühevollen Wallfahrten. Er hat gefastet, geschwiegen und das Fleisch gepeinigt, bis er zum Skelett abmagerte; dann hat er auch gepredigt und Viele zur Buße geweckt. Ruhe aber fand er nicht, obschon er wie ein Heiliger verehrt wurde und sich schmeichelte, die Falschheit des Christenthums bewiesen zu haben.

Im Jahr 1865 hörte er, daß einer seiner Freunde sich habe taufen lassen, und arbeitete nun Tag und Nacht daran, das Christenthum zu widerlegen. Aber das Evangelium ergriff ihn so, daß er es nicht mehr los wurde. Er rief seine Freunde und Jünger zusammen und erklärte ihnen, sie seien falsch berichtet, Seligkeit sei nur in Christo zu finden. Darüber wurden etliche böse, andere baten ihn, wenn er auch im Herzen an Christum glaube, doch nach außen ein Muhammedaner zu bleiben, schon weil so viele Christen ein so

schlechtes Leben führen. Aber er ließ sich nicht irre machen und wurde (1867) von Missionar Clark getauft.

Jetzt war sein Herz voll Ruhe und Frieden; er freute sich im Herrn und zeugte wacker von ihm. Seine Gattin, sein 90jähriger Vater, der gelehrte Bruder Chair-eddin und dessen Frau nahmen gleichfalls das Wort an und ließen sich taufen. Zwei Hinduftani-Büchlein, die er nun schrieb, und deren eines seine innern Kämpfe im Forschen nach Wahrheit erzählt, während das andere die Gründe aufführt, welche für Christum und gegen Muhammed sprechen, fanden viele Leser und verbreiteten auch unter hartnäckigen Muselmanen das Gefühl, daß es mit dem Islam mehr und mehr zu Ende gehe. Im Dezember 1868 gab Imad-eddin dann sein Regierungsamt auf und ließ sich zum Prediger weihen. Als solcher bedient er nun die Gemeinde in Amritsar und fährt dabei fort, seinen Glauben auch an andern Orten durch Wort und Schrift auszubreiten, von Vielen geschmäht und doch von Allen geachtet.

Besonders festliche Tage feierte die Gemeinde in Amritsar in der Osterwoche 1877. Lustig wehte da von der Katechistenwohnung am heiligen Teich die „Christusfahne" zur Begrüßung werther Gäste aus nah und fern; denn 5 eingeborne Prediger und 17 Abgeordnete verschiedener mit der englisch-kirchlichen Mission in Verbindung stehender Gemeinden versammelten sich hier zur ersten Konferenz der jungen Pandschab-Kirche. Neben der eingebornen Gemeinde und vielen englischen Freunden hatten sich in der gedrängt vollen Missionskirche auch viele Hindus und Moslemen eingefunden, als am Morgen des Osterfestes Imad-eddin in gewaltiger Rede von dem aus dem Grab erstandenen Lebensfürsten zeugte und zum Schluß ausrief: „Brüder, wir Christen im Pandschab sind bereits zahlreicher, als das Jüngerhäuflein dort in Jerusalem es war. Sollten wir nicht eine christliche Kirche bilden können? Die Abgeordneten unserer Gemeinde sind hier versammelt, es zu versuchen. Die Religion Jesu ist nirgends durch weltliche Macht und Gelehrsamkeit ausgebreitet worden, sondern immer und überall durch den Glauben an den auferstandenen Christus. Wenn Er in uns lebt, können wir so gut eine Kirche bilden, wie vor Zeiten die Jünger, lebt aber Christus nicht in uns, so werden alle unsre Bemühungen umsonst sein. Brüder, es ist Gnade, wenn Gott etliche unter uns berufen hat, den Grund zu einer einheimischen Kirche in diesem Land zu legen; laßt nur Jesus in uns leben und es muß gelingen." Chöre eingeborner Knaben und Mädchen sangen

zwei Osterhymnen und 58 Kommunikanten feierten mit einander das h. Abendmahl.

Am folgenden Tag begannen die Verhandlungen. Ein ebenso gründlich als klar abgefaßtes Referat nach dem andern über verschiedene wichtige Themas wurde verlesen und an jedes derselben knüpfte sich eine eingehende Besprechung, die sich gleich fern hielt von Schläfrigkeit und leidenschaftlicher Erregung. Es waltete so viel Weitherzigkeit, eine solche Bereitwilligkeit zu lernen, eine so nüchterne Schätzung des Charakters der Eingebornen und eine so richtige Erkenntniß seiner Mängel, daß ein gastweise anwesender Neuling nur freudig staunen konnte. In einem der Referate wurde der Vorschlag gemacht, es sollten sich auch wohlhabende Leute als unbesoldete Prediger und Katechisten ganz dem Missionswerk widmen. Sofort erboten sich mehrere anwesende Laien zu solchem Dienst, dem übrigens manche Andre sich schon vorher ohne besondre Einladung hingegeben hatten. Das zeigten diese Verhandlungen jedenfalls deutlich, daß wenn die junge Pandschabkirche der Zahl nach auch noch schwach ist, doch Leben, Liebe und Kraft in ihr sind; viele der Bekehrten haben des Namens Jesu wegen Vater, Mutter, Brüder, Weib oder ihre ganze irdische Habe verlassen.

In dem fern im Südosten gelegenen Delhi steht inmitten eines Delhi weiten Labyrinths von Höfen und Thoren, die sich durch nichts auszeichnen als durch Unregelmäßigkeit und Verfall, die noch immer feenhaft schöne verödete Privat-Audienzhalle der Mogulkaiser mit der lieblichen Aussicht auf die grüne Ebene und die in der Regenzeit eine halbe Stunde breite Jamuna. Fast wie ein Hohn aber erscheint heute die sich durch ihre leichten Marmorverzierungen in arabischen Lettern hinziehende berühmte Inschrift hin: „Gibt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier! hier! hier!“ Denn wo ist nun die Herrlichkeit des Mogulreichs? Der Pfauenthron, der einst diese Halle schmückte, besteht nicht mehr; der ehemals durch unzählige Fontänen gekühlte Garten ist verwahrlost, der ganze Palast von den Briten in Kasernen, Arsenal und Festung verwandelt. Still und ohne Gepränge hält aber auch in Delhi der König des Friedens da und dort seinen Einzug in ein Herz, selbst einige verarmte Angehörige des alten Kaiserhauses haben sich schon unter sein sanftes Scepter gebeugt. Als Frucht der nach den Schreckenstagen von 1857 mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommenen Mission zählten im J. 1876 die Baptisten 400, die Ausbreitungsgesellschaft 110 Seelen, während 600 Schüler

die 13 Schulen der Ausbreitungsgesellschaft besuchten und die Arbeiterinnen beider Gesellschaften großen Eingang in den Zenanas fanden. (Die Abb. zeigt, wie während der Anwesenheit des Bischofs von Kalkutta

Predigt in der Nähe von Delhi.

einmal ein benachbarter Radscha, um an einer Predigt im Freien theilzunehmen, sein gewohntes Elephantengefolge mitbrachte und so ausnahmsweise das Zeugniß von dem demüthigen Menschensohne mit etwas wie fürstlichem Glanze umgab).

Multan

Im Südwesten wurde im unheimlichen, ungesunden Multan ein Arbeiter der hier 1856 gegründeten kirchlichen Mission nach dem andern seiner Aufgabe durch Krankheit wieder entzogen, doch ist jetzt eine kleine Gemeinde gesammelt und eine blühende Schule im Gang, aus welcher schon tüchtige Beamte und Lehrer hervorgegangen sind, deren sittlicher Standpunkt durch die Berührung mit dem Evangelium bedeutend gehoben worden ist, wenn sie auch nicht den Muth gefunden haben, ihrer väterlichen Religion zu entsagen. In den Zenanas darf eine eingeborne Christin liebliche Erfahrungen machen und auf Predigtreisen wird in der kühlen Jahreszeit von diesem Centralpunkt aus auch den übrigen Städten und Dörfern des Bezirks das Evangelium verkündet.

Nördlich von Amritsar hatten die in Sialkot arbeitenden

Schotten bis auf die neueste Zeit nur auf dem Lande willige Hörer des Worts gefunden, während in der Stadt selbst sich alle Elemente gegen das Christenthum verbündet zu haben schienen. Im J. 1877 aber entschloß sich hier der erste Bürger der Stadt, das Kreuz Jesu auf sich zu nehmen und sich taufen zu lassen, obschon er darüber nicht nur Eltern und Geschwister, Reichthum und Ehre, sondern auch seine Gattin zu opfern hatte. Dafür aber folgte der hoffnungsvollste der muhammedanischen Schüler seinem Beispiel und begehrte die Taufe. Unter den herzbeweglichsten Kämpfen kam dieser Sieg zur Vollendung, so daß seine Mitschüler in Thränen ausbrachen, als er zum ersten Mal wieder in die Schule kam.

Im Ganzen zählten die mit der englisch-kirchlichen Mission verbundenen Gemeinden im J. 1877 etwa 1000, die der Amerikaner 600, die der Schotten 100 Glieder, aber es scheint im Pandschab auch nicht wenig geheime Jünger Christi zu geben, die noch vor einem offenen Bekenntniß zurückschrecken. Man darf solche stille Anhänger nicht gering achten; braucht mancher doch lange Zeit, bis er zu festen Ueberzeugungen gelangt! Aber die eigentlichen Lichtpunkte sind doch die mit großen Opfern verbundenen Einzelbekehrungen.

5. Friedensboten an der Afghanengrenze.

Seit Menschengedenken sind die Wasiris, die Jusufzeis, die Afridis und wie die wilden Bergstämme an der afghanischen Grenze alle heißen, die Plage jeder Pandschabregierung gewesen. Sogar in Akbars Zeiten, als die besten Generale des Reichs ein Heer von 40,000 Mann gegen sie führten, wurde dasselbe so geschlagen, daß kaum Ein Mann entrann. „Gib den Hunden einen Knochen!“ pflegte Akbar zu sagen, wenn seine Truppen sich durch die Felspfade zwischen Indien und Kabul durchzuwinden hatten. Damit warf er Tausende von Rupien unter sie und während sie sich unter einander ums Geld rauften, zog er glücklich vorbei. Dieses noch nie bezähmte Grenzvolk hegt als Erbstück den festen Glauben, Gott habe ihm seine Bergfesten gegeben, damit es die Ebene mit Erfolg plündern könne. In den Chattak-Bergen unweit der Einmündung des Kabul in den Indus weiht jede Mutter ihr neugebornes Kindlein regelrecht zum Rauben und Morden ein, und für die höchste Ehre gilt es, ein geschickter Dieb und kecker Räuber zu werden. (S. 66). Dabei sind sie überaus fromm und sagen des Tags fünfmal ihre Gebete her mit größerer

Räuber in den Chattak-Bergen.

Andacht als griechische oder italienische Banditen. Wenn ein Reisender vorbeikommt, während sie beten, halten sie inne, rollen den Bet-

teppich zusammen, jagen dem Fremden nach und plündern ihn aus; dann fahren sie in ihrem Gebete gerade da fort, wo sie inne gehalten. Ein Menschenleben, auch das eigene, schlagen sie nie hoch an.

Zwei Jahre nach der Besitznahme des Peschawerthals durch die Engländer herrschte dort noch eine solche Unsicherheit, daß im Durchschnitt ein Mord auf jeden Tag kam. In den finstern Winternächten hörte man fast beständig das Feuern der Schildwachen, die überall zu zwei aufgestellt waren, weil die vereinzelten in der Dunkelheit von den gewandten Räubern der Berge gar zu leicht niedergemacht wurden. Und trotz dieser doppelten Schildwachen fühlte sich Niemand sicher in seinem Hause ohne einen wohlbezahlten Wächter, d. h. einen Räuber vom Gebirg, der für den regelmäßigen Tribut jeden Einbruch verhütete. Unbewaffnet durfte kein Offizier ausgehen, zum Abendessen nicht einmal ohne Eskorte, denn einen „Kafir" (Ungläubigen) tödten, sühnte ja ein ganzes Sündenleben. So war denn die britische Regierung entschlossen, keinen Missionar den Indus passiren zu lassen und die Pläne der frommen Offiziere, eine Mission im Thal zu errichten, schienen gescheitert, als 1851 Oberst Wheler nach Peschawer gesandt wurde, um in General Campbells Abwesenheit die Station zu kommandiren. Da schritt Wheler, der sich anderwärts bereits den Spottnamen des „predigenden Obersten" erworben hatte, durch Gebet gestärkt, selbst in den Bazar und fieng an Christum zu verkündigen. Erst hörte man ihn verdutzt, bald aufmerksam an, dann aber brach die Menge in ein stundenlanges Wuthgeschrei aus: la Allah ill Allah, Muhammed Resul Allah. Ruhig stand Wheler unter ihnen und blickte mild und freundlich die grimmigen Gesichter an, bis er wieder gehört werden konnte. Obschon umringt von mordlustigen Muhammedanern, fühlte er sich in der Obhut des Gottes, dem er diente, sicherer als hinter einer Mauer von 10,000 englischen Bajonneten. Feinde drohten, Freunde warnten, die Oberbehörden zürnten und höhnten, aber Wheler fuhr zwei Jahre lang fort, von der Wahrheit zu zeugen, bis so ziemlich alle Einwohner und Tausende von Fremden aus Kabul, Kandahar, Kaschmir u. s. w. sie vernommen und verstanden hatten.

Zum Nachahmen war Whelers Vorgehen natürlich nicht. Was er sich herausnahm kraft seines Berufs und mit seiner Sanftmuth und Weisheit sicher durchführte, mochte sehr einfach aussehen; als aber nach seiner Entfernung zwei christliche Offiziere wenigstens so weit in seine Fußstapfen treten wollten, daß sie einen eingebornen

Prediger auf den Marktplatz begleiteten, entstand ein solcher Auflauf, daß die trefflichen Männer nur durch das Einschreiten der Polizei mit dem Leben davon kamen. Aber merkwürdig! während dem „predigenden Oberst" in Peschawer kein Leid widerfahren war, fiel sein Nachfolger, Oberst Mackeson, trotz seiner Politik religiöser Enthaltsamkeit, unter den Dolchstichen eines muhammedanischen Meuchelmörders.

Kurz darauf wurde dem ebenso kühnen als nüchternen Major Edwardes die gefährliche Grenzhut anvertraut. Nun stand der Mission der Weg offen. Edwardes selbst rief (Dez. 1853) die englischen Residenten der Stadt zu einer Versammlung zusammen, an die er die männlichen Worte richtete: „Wir dürfen dessen gewiß sein, der Osten ist uns von Gott übertragen behufs einer Mission nicht an die Leiber und Köpfe, sondern an die Seelen der Menschen. Aber Indien zu bekehren, ist nicht die Aufgabe der Regierung als solcher, sondern der einzelnen Christen, die sich dazu bewogen finden. Der Ruf ergeht an die Gewissen, die Energie, den Eifer, den christlichen Sinn und Wandel der Einzelnen. Jeder Engländer und jede Engländerin, jede in diesem Saal anwesende Person ist verpflichtet, nach Kräften mitzuhelfen. Natürlich liegt es uns ob, vorsichtig zu Werke zu gehen, Männer von Selbstbeherrschung und Takt zu Missionaren zu wählen, in der Stille mit Schulen anzufangen und umsichtig zum Predigen fortzuschreiten. Dann aber gilt es, meine ich, sich vor nichts zu fürchten. Brahmanen blasen hier ihre Muschel und schlagen ihre Gongs, der Muezzin vom Minaret ruft die Gläubigen zum Gebet und der Beamte, der beide schützt, wird sich anheischig machen, auch den christlichen Missionar zu schützen, der das Evangelium verkündigt. Ohne allen Zweifel sind wir viel sicherer, wenn wir unsre Pflicht thun, als wenn wir sie vernachläßigen und Der, dessen Arm uns hier zusammengeführt hat, wird uns schirmen und segnen, wenn wir in einfältigem Vertrauen auf Ihn uns bestreben, seinen Willen zu thun." Und während Edwardes Haus ein Mittelpunkt aller Bekenner Christi war, wo die Bibel zusammen gelesen und fleißig gebetet wurde, erstickte seine Energie und Wachsamkeit alle Verschwörungen der Feinde im Keim und verschaffte dem Industhal eine nie gekannte Ruhe.

Auf seine Bitte an die kirchliche Missionsgesellschaft, — woran sich die Zusage reichlicher jährlicher Unterstützungen knüpfte — sandte diese im Jahr 1855 zuerst Missionar Clark, dann den früheren Basler Missionar Pfander, der schon während seines Aufenthalts

Bazar in Peschawer.

in Russisch-Armenien*) seine besondere Begabung zum Kampf mit den Muhammedanern durch Wort und Schrift bewährt hatte, und dessen in Schuscha geschriebene Schrift „Die Wage der Wahrheit" bereits in mehrere Sprachen Indiens übersetzt war. Rascher als die kühnste Erwartung es zu hoffen wagte, kam das Werk in Peschawer in erfreulichen Gang. Eine Reihe köstlicher Erfahrungen gab den Freunden die Gewißheit, daß der Herr mit ihnen sei. Dazu gehörte vor Allem der Umstand, daß der glaubensfreudige und von Liebe brennende Major Martin seine einträgliche Offiziersstelle aufgab und seine ganze Zeit und Kraft in demüthiger Selbstverleugnung der Mission widmete. Eine andre denkwürdige Erfahrung knüpfte sich an ein Neues Testament in der Paschtu-Sprache. Die Baptisten-Missionare in Serampur hatten schon im J. 1818 die 5 Bücher Mose und das Neue Testament in dieselbe übersetzt und durch den Druck veröffentlicht, aber zu der Zeit, wo die Peschawer Mission gegründet wurde, war trotz alles Suchens nirgends mehr ein Exemplar davon aufzutreiben. Vergebens hatte man dahin und dorthin geschrieben, vergebens alle möglichen Nachforschungen angestellt. Da fiel es Edwardes ein, daß er mehrere Jahre zuvor ein Paschtu N. Testament in den Händen eines afghanischen Häuptlings gesehen habe. Derselbe hatte es vor vielen Jahren von einem Missionar empfangen und, wie er sagte, es mit größter Sorgfalt vor „Feuer und Wasser" bewahrt, weil er die Ueberzeugung hegte, daß die britische Macht eines Tages bis in sein Gebiet vordringen werde, dann hoffte er durch Vorweisung des Buchs sich die Gunst der Eroberer erwerben zu können. Sogleich schrieb Edwardes an diesen Häuptling und bat um das Buch. Dieser sandte es unverwandt nach Peschawer, wogegen ihm die Freunde eine persische Bibel zugehen ließen. Merkwürdiger Weise starb der alte Häuptling, ehe die Bibel bei ihm ankam. Er hatte wenigstens so lange leben müssen, daß er das werthvolle Buch, das er so manches Jahr aufbewahrt hatte, noch in die rechten Hände übergeben konnte. Von diesem Paschtu N. Testament wurde nun sofort ein neuer Abdruck veranstaltet, um es als einen Samen des Lebens unter die Völkerstämme Afghanistans auszustreuen. — Noch manche andre Stärkung erfuhr die junge Mission: Pfander traf unerwartet bald da bald dort mit wildfremden Muhammedanern zusammen, die seine „Wage der Wahrheit" gelesen und mächtige

*) Missionsbilder. Neue Serie. 2. Heft.

Eindrücke daraus empfangen hatten. Die Folge von all dem war, daß sich bald eine vielversprechende kleine Gemeinde bildete.

Einer der Erstlinge derselben war Dilawar Chan, einer der gefürchtetsten Räuber der Chattakberge.*) Als die Engländer das Land einnahmen, war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, und Dilawar hatte sich entschlossen, denselben lieber selbst zu verdienen, als ihn Andern zu lassen. Also hatte er seinen Kopf auf die Schultern genommen, war hingegangen und hatte den Preis gefordert. Lachend hatte ihm der englische Offizier Dienste in dem neu errichteten Polizeikorps angeboten; Dilawar war auf den Vorschlag eingegangen und durch seine Tapferkeit und Treue bereits zum Offizier emporgestiegen, als er bei einem Besuch in Peschawer auf dem größten Bazar mit Staunen einen Engländer predigen hörte, umgeben von einer lärmenden Menge. Es war Oberst Wheler. Stets kampfbereit, fieng Dilawar mit ihm zu disputiren an, nahm aber doch zuletzt ein Büchlein von ihm an in der Absicht, es zu widerlegen. Es war Pfanders Wage der Wahrheit. Der Afghane las es, vermochte aber nicht darauf zu antworten, und da auch seine Priester es nicht widerlegen konnten, fieng er an, sich dem Christenthum zuzuneigen. Einen gewaltigen Eindruck machte dann auf ihn Pfanders persönliche Bekanntschaft.

Noch war er nicht getauft, als der Sipahi-Aufstand ausbrach und er mit seinem Regiment nach Delhi zu marschiren hatte. Hier stieg Dilawar durch seine Tapferkeit zum Rang eines Subahdars (Hauptmanns), die höchste Ehre, die ein Eingeborner in der indischen Armee erreichen kann. Als Delhi gefallen war, kehrte das Regiment nach Peschawer zurück. Es war fast ohne Gepäck ausgezogen und brachte so reiche Beute heim, daß die Straße eine Stunde weit mit den Lastthieren und der Bagage bedeckt war. Dilawar, der einstige Räuber aber kam mit leeren Händen. Er sagte: „Ich hatte meine Zweifel, ob plündern nicht gegen Christi Gesetz verstoßen möchte, so ließ ich's lieber bleiben." Nach seiner Rückkehr wurde er von Edwardes sammt allen Soldaten und Offizieren festlich bewillkommt; statt aber nach Ehre zu geizen, nahm er jetzt die Schmach Christi auf sich und ließ sich taufen. Vielen war er ein ganzes Wunder, denn es mußte ihnen scheinen, er habe durch sein Christwerden nichts gewonnen, als den Haß und Fluch der Maulwis. So beständig mußte er vor

*) Siehe den Basler Traktat: Dilawar Chan.

Angriffen auf der Hut sein, daß, wenn er im Dunkeln jemand auf sich zukommen sah, er gleich rief: „Steh still, wenn du gut Freund bist.“ Doch unter Gottes Schutz und steter Wachsamkeit blieb er unverletzt, während Andre durch Mörderhand fielen, wie z. B. der reichbegabte Miss. Löwenthal, dem die Afghanen eine verbesserte Paschtu-Uebersetzung des N. Testamentes verdanken, im April 1864 von seiner eignen Schildwache erschossen wurde.

Pfander konnte sich der Missionsarbeit in Peschawer nur kurze Zeit widmen, weil seine Gattin das Fieberklima jenes Sumpfthals nicht ertrug. Während er in Konstantinopel einen neuen Wirkungskreis fand, rückten aber Andre in die von lachenden Pfirsichgärten umgebene Grenzstadt nach und streuten den Samen des Worts nach allen Seiten aus. Noch sind sie nicht erloschen, die grausen Erinnerungen an Scenen des Mords und Verraths, die hier stattgefunden haben; mitten unter aufgeregten Afghanen, Afridis und Wasiris, die sich in den Bazars drängen, geht aber der Missionar im Frieden umher. Allerdings begegnet ihm da und dort heftiger Widerspruch, sehr oft aber findet er auch willige, nachdenkliche Hörer. Die eingeborne Gemeinde ist noch klein, aber sie besteht aus ganzherzigen Christen und steht unter der Pflege eines tüchtigen eingebornen Pfarrers. (S. Abb. S. 73) Ueber 600 Kinder und junge Leute genießen christlichen Unterricht in den fünf Missionsschulen; daß sogar Mädchenschulen Anklang finden, ist ein deutlicher Beweis von dem Einfluß, den die Mission schon auf die Anschauungsweise der Bevölkerung gewonnen hat. Durch das ganze Deradschat längs der afghanischen Grenze bis nach Sindh hinunter ist bereits auch fast kein Dorf mehr, das nicht schon Bibeln und Traktate erhalten hätte. Im Ganzen ist die Haltung der Afghanen sehr freundlich, und obgleich noch keiner ihrer einflußreichen Chans die Taufe empfangen hat, unterhalten sich doch Viele gern über göttliche Dinge. Die von den Afghanen so hoch gehaltene und treu geübte Gastfreundschaft, welcher nach apostolischer Anweisung die Missionare sich ihnen gegenüber gleichfalls befleißen, gibt zu solchen Gesprächen vielfachen Anlaß.

Aber selbst in weitere Ferne sind von Peschawer aus schon Funken himmlischen Feuers gelangt. Nordöstlich von Kabul, im eigentlichen Hindukusch, liegt das auf allen Seiten von beinahe unübersteigbaren Bergen eingeschlossene Ländchen Kafiristan. Theils auf schauerlichen Felsen, theils in fruchtbaren Thälern, deren Bäche sie auf Strickleitern leichten Fußes überschreiten oder mit gewaltigen

Imam Schah, Prediger in Peschawer.

Stangen behende überspringen, leben dort europäisch aussehende starke Menschen mit dunkeln blauen Augen, die für Nachkommen von seit Alexanders Tagen da verbliebenen Griechen gelten. Siaposch (schwarz gekleidet) werden sie von den Persern wegen der schwarzen Ziegenfelle genannt, die sie tragen; Kafir (Ungläubige) heißen sie bei den Muhammedanern als Heiden (S. 74). Ein Greuel für die umwohnenden Moslemen, trinken sie neben der Milch ihrer Herden auch den köstlichen Traubensaft ihrer Reben. Mit ihren muhammedanischen Nachbarn leben sie in ewigem Kampf. Ueberschreitet einer derselben ihre Grenze, so ist ihm der Tod gewiß. Menschen erschlagen zu haben ist's, wodurch der Kafir Ehre erlangt. Sie haben zwei Adelsstufen, die beide nur durch die Erschlagung von je vier Männern erworben

Siapoſch-Kafirn.

werden. Um zu zeigen, wie viele Heldenthaten er ſchon vollbracht hat, errichtet jeder Mann außerhalb ſeines Dorfes eine hohe Stange mit einer grob geſchnitzten Menſchengeſtalt an der Spitze. Für jeden erſchlagenen Mann bohrt er ein Loch in dieſe Stange und ſchlägt einen Pflock hinein; für jedes erſchlagene Weib macht er ein Loch ohne Pflock. — Die Kafirn glauben, daß nur ein einziger Gott ſei, aber wo er iſt und was er liebt und thut, davon, ſagen ſie, wiſſen ſie nichts. Sie haben drei Götzenbilder, die ſie für ihre Fürſprecher bei dem höchſten Gott halten. Das eine iſt eine grobe, holzgeſchnitzte Menſchengeſtalt mit ſilbernen Augen (ſ. Abb. S. 75), die beiden andern ſind bloße Steine.

Von dieſen Leuten wurden in Peſchawer etliche mit den Miſſionaren bekannt und erbaten ſich, in ihre Heimat zurückgekehrt, den Beſuch chriſtlicher Lehrer. Dieſem Ruf zu folgen war ſofort Fazli

Götze in Kafiristan.

Haq, ein durch Dilawar Chan bekehrter Afghane, bereit. Ein andrer Neubekehrter Namens Nurullah schloß sich ihm an. Mit Arzneimitteln und einigen kleinen Geschenken für die Eingebornen versehen, das Wort Gottes in der Hand, und den Frieden Gottes im Herzen, machten sie sich als gewöhnliche afghanische Kaufleute verkleidet im Sommer 1864 auf den Weg. Zuerst gieng es fünf Tage lang durch das Gebiet fanatischer Afghanenstämme, die wo möglich jeden Christen tödten, dessen sie habhaft werden können. Nach vielen mit genauer Noth überstandenen Gefahren gelangten sie glücklich zu den pelzgekleideten Wilden, wo ihre Freunde sie auf's Liebevollste aufnahmen und mit dem eigenen Leben schützten. In der Hoffnung, im nächsten Jahr wiederzukommen, kehrten die beiden Evangelisten vor Einbruch des Winters nach Peschawer zurück; leider aber harrt das weiße Arbeitsfeld Kafiristans bis heute noch der Schnitter. Fazli Haq

sollte erst noch gründlicher auf den Missionsdienst vorbereitet werden, wurde dann von einem Lungenleiden befallen und entschlief als der erste Afghan-Christ, der in sicherer Hoffnung einer seligen Auferstehung aus diesem Leben schied. Zu dem interessanten Völklein, das in seinen Bergen dem von allen Seiten andrängenden Islam einen tausendjährigen Widerstand geleistet hatte, zog es nun zwar mächtig Missionar Downes, einen früheren britischen Offizier, allein die englische Regierung vereitelte sein kühnes Unternehmen. Schon hatte er im April 1873 in persischer Tracht unbeschrieen das erste afghanische Dorf erreicht, als der britische Kommissär von Peschawer ihn durch einen nachgesandten Beamten gefangen zurückbringen ließ. Durch die Ermordung verschiedener Reisenden ängstlich gemacht, fürchtete die Regierung ohne Zweifel, wiederholte Verbrechen möchten ihr die Bestrafung der Missethäter auferlegen und sie am Ende gar in einen Krieg verwickeln. Aus eben diesem Grunde wurde auch ein früherer Offizier Johnson, der Downes Beispiel folgen wollte, auf obrigkeitlichen Befehl mit Gewalt wieder zurückgebracht. Immerhin aber zeigen diese Vorfälle, daß es noch mehr als Einen Engländer gibt, der willig ist, Alles zu opfern, um ein neues Volk für Christum zu gewinnen. Möchte der Herr selbst bald die verschlossenen Thüren sprengen!

5. Im Himalaja.

Wenn irgendwo das uns lächerlich scheinende Wort der Knechte Benhadads zutrifft: „Ihre Götter sind Berggötter“, so ists bei den Hindus. Auf jenen leuchtenden Silbergipfeln, die wie in überirdischen Glanz gebadet auf die schwülen Niederungen herabschauen, dachte sich der Hindu von Alters her den stolzen Götterthron Meru, den Mittelpunkt der Erde und den Urquell aller Ströme, ja das Paradies, wo alle göttliche Herrlichkeit und Seligkeit walte. In schwindelnder Höhe stehen da noch heute Tempel und Pilgerorte, zu denen Tausende wallfahrten. In die Bergkantone des Himalaja zogen sich, als die Ebene von muhammedanischen Eroberern überfluthet wurde, viele der eifrigsten Anhänger des väterlichen Götzendienstes zurück; zäher als sonstwo sitzt darum dort im Durchschnitt bis heute noch der alte Aberglaube. Besonders hoch verehrte Plätze am Westabhang des Himalaja sind die als eine Offenbarung der schrecklichen Göttin Kali betrachteten Naphtaquellen von Dschwalamukhi und die derselben Göttin geweihten Tempel von Kangra; der Heiligthümer

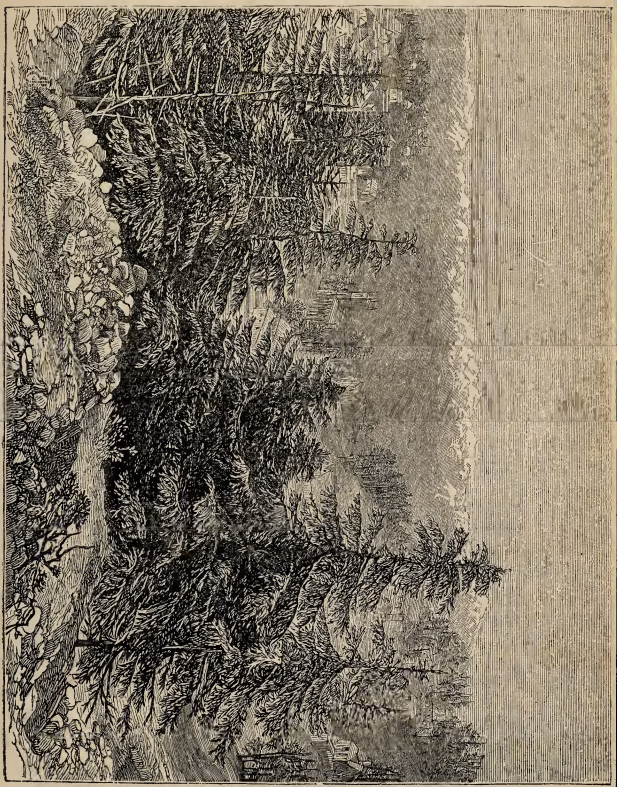
Tempel im Himalaja.

zweiten Rangs aber ist kein Ende. (Die Abb. zeigt uns eines dieser letzteren).

Dennoch dringt Schritt für Schritt auch in diese Gebirgsregionen

der Schall des Evangeliums vor. Die Ersten auf dem Plan waren hier, wie in der Ebene, amerikanische Presbyterianer, indem sie schon 1837, noch ehe das Pandschab selbst erschlossen war, die Station Sabathu an einem südlichen Nebenflüßchen des Satledsch besetzten. Später wurden die verschiedenen Gesundheitsstationen, welche die Briten im höheren Gebirge anlegten, Stützpunkte der Mission und zwar besonders das wenige Stunden nördlich von Sabathu noch außerhalb der Grenzen des Pandschabs gelegene Simla. Dort pflegt der indische Vicekönig seine Sommerresidenz aufzuschlagen, dort kommen jedes Jahr jetzt wohl 1000 Engländer zusammen, um inmitten von Wäldern, deren Blumen und Beeren an die europäische Heimat erinnern und mit dem Blick auf Bergwiesen, deren Panorama die Schweiz kein ähnliches an die Seite stellen kann, 7000′ hoch über dem Meer ihre von der glühenden Ebene zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Um sie her haben sich in drei Marktflecken 12,000 und mehr Hindus aller Klassen angesiedelt, vermischt mit Sikhs und Afghanen aus dem Pandschab, mit Kaschmiris, Tibetanern und Tataren. (Siehe die Abb. S. 79).

Anno 1822 war's, daß ein Engländer sich hier das erste Häuschen erbaute; im Jahr 1841 bildete sich unter den versammelten Luftgästen eine eigene Himalaja-Missionsgesellschaft, die einen Missionar und Missionsschulen in Simla unterhielt, und auch in dem zehn Stunden nördlicheren Kotgarh am schönen Gelände des obern Satletsch-Thales ein Haus und Land ankaufte. Dorthin sandte sie zuerst einen Katechisten und Schullehrer, dann berief sie Brüder aus der von Goßner gegründeten Missionsschule in Berlin. Im Jahr 1843 begannen Rudolph und Prochnow ihre Wirksamkeit unter der gemischten Bevölkerung der an der Straße nach dem verschlossenen Innerasien gelegenen neuen Station. Andere ihnen als Gehilfen von Goßner nachgesandte Brüder folgten, und bald konnten an verschiedenen Orten Schulen eröffnet werden. Auf Engländer, welche Gelegenheit hatten, diese deutschen Geschwister zu beobachten, machte deren demüthige, treue, selbstverleugnende Arbeit einen tiefen Eindruck, aber Erfolg ihres Wirkens durften sie nur wenig sehen. Um christliche Schriften in den verschiedenen Himalaja-Sprachen zu verbreiten, unternahmen die Missionare zuweilen auch größere Reisen, wie denn Prochnow mit seiner muthigen Gattin über das unwirthliche Hochgebirge sogar nach Klein-Tibet vordrang; da aber nur selten einer der Gebirgsbewohner lesen konnte, war Büchervertheilung zunächst von wenig Werth. Das



Simla.

ist nun jetzt doch etwas anders geworden. Die Schulen von Simla und Kotgarh haben nach und nach viele der Bergkinder im Lesen unterrichtet, da und dort neue Gedanken angeregt, ja auch einzelne

Seelen schon zu brünstiger Liebe zum Heiland erweckt. Nach und nach, hofft man, werde in diesen Hochthälern sich eine christliche Gemeinde an die andre reihen, da hier noch Raum für viele Ansiedler ist, und die alten Veteranen und sonstigen Europäer, die sich in der reinen Gebirgsluft niederlassen, auch Hindubauern nach sich ziehen. Bis jetzt besteht die bedeutendste Gemeinde im Himalaja aus den in 3 Dörfern vertheilten Christen, die sich in dem von einem Nebenflüßchen der Jamuna durchströmten Thal Dehra Dun angesiedelt haben. Viele von ihnen flüchteten hieher von Mirat, als im Jahr 1857 der große Militäraufstand ausbrach. Als Lehrer hatten sie da zuerst den betagten Tulasi Paul, einen anno 1859 ordinirten tapfern Mann, der um Christi willen Alles in die Schanze geschlagen hatte. Er hat wacker gepredigt, oft bei dem vielbesuchten Wasserfall des Bergstroms, da er noch keine Gemeinde hatte, aber schon zuversichtlich ankündigte, es werden noch Hunderte dieser Bergbewohner sich zu dem Heiland wenden. Dann kehrte er auch bei dem eingebornen Fürsten des Thales ein, und hat in seiner Halle Zeugniß abgelegt von der Einen Wahrheit, welche die ganze Menschheit zu beherrschen bestimmt ist. Neben ihm wirkte ein Elias, einst als Heide Hari Sing genannt, der durch einen unbekehrten Hindu die Bibel geliehen bekam und große Opfer für die Wahrheit gebracht hat. Er stand allein als Christ in seinem Dorfe und predigte doch allen Pilgern, welche an die heiligen Quellorte hinaufstiegen, den Namen Jesu ohne Scheu. Als seine Gattin starb, mußte er sie selbst begraben, denn Niemand wollte noch einen christlichen Leichnam berühren. Er hat aber die Verfolgungszeit überlebt und wurde in der Folge von Jedermann geachtet als ein Mann, der für seinen Glauben zu leiden und zu kämpfen wußte.

Nordwestlich von den bisher genannten Orten steht im schönen Kangra-Thal ein Missionar der englisch-kirchlichen Gesellschaft in der Arbeit; in dem noch nördlicheren einheimischen kleinen Staat Tschamba begann 1863 ein Freimissionar ganz origineller Art seine Wirksamkeit. Es war der schottische Militär-Kaplan Ferguson, der seine einträgliche Stelle aufgab, um sich in diesem Ländchen, dessen Radscha ihm äußerst freundlich entgegenkam, dem Missionsdienst zu widmen. Ohne erst einzelnen Eingebornen durch längere, eingehende Unterredungen nahe zu kommen zu suchen, rief er, sobald er nur einige Kraftsprüche des Evangeliums in der Volkszunge sagen konnte, dieselben mit Donnerstimme in den Straßen aus. Und siehe da, er

fand Hörer. Es kamen Leute herbei, die gerne mehr wissen wollten und die er nach einigem Vorbereitungsunterricht taufen konnte. Unter diesen war auch ein Musikant, auf dessen schöne Gabe der Missionar bald aufmerksam wurde. Sollte der Mann nicht, wie er seither das Lob Krischna's gesungen hatte, jetzt auch die großen Thaten Gottes und Jesu Christi preisen können? Er konnte zwar nicht lesen, aber in kurzer Zeit hatte er einige schöne christliche Lieder in der Hindisprache auswendig gelernt, die er zu den gewohnten Melodieen sang, und nun mußte er den Missionar auf seinen Predigt-Wanderungen begleiten. Kamen sie zusammen in ein Dorf, so stellten sich erst nur wenige Leute ein; sobald aber der Sänger seine Guitarre zur Hand nahm und seine Stimme erhob, strömte es von allen Seiten herbei und dem Missionar wollte es oft scheinen, die Lieder seines Begleiters machen mehr Eindruck auf die Herzen, als das, was er selbst vorbrachte.

Nach drei Jahren war eine kleine Gemeinde von 70 Seelen gesammelt und der Radscha sah Fergusons Arbeit mit solcher Freude zu, daß er ihm ein Stück Land zu einer Kirche schenkte und den schottischen Missionsarzt, dem im nahen Kaschmir von dem dortigen Herrscher der Winteraufenthalt verwehrt wurde, zu sich einlud. Dieser König, obwohl noch Heide, liest nicht nur gern in der Bibel, die er beständig auf seinem Tisch liegen hat, sondern trägt jährlich auch schöne Summen zur Mission bei und hat in einem Edikt ausgesprochen, daß es allen seinen Unterthanen freistehen solle, sich zu Christo zu bekennen.

Am liebsten wandte Ferguson sich jedoch an die Armen und Unwissenden. Er fragte sie etwa, ob sie auch beten? — Ja. — Zu wem denn? — Folgten die Namen der Götter und Göttinnen oder der Hausschlange Naga. — Nicht auch zum Schöpfer? — Vielleicht bejahte dieß einer. Gleich sagte der Missionar: „Ich mach es auch so, dann sind wir also Brüder. Aber", fährt er fort, „weißt du auch, ob deine Gebete angenommen werden?" — Ach nein, wir hören nichts von drüben. — Nun zeigte er ihnen, sie brauchen einen Advokaten oder Fürsprecher beim großen König des Weltalls und beschrieb ihnen diesen.

Oder schilderte er, wie man einen Schlüssel brauche, um in den Himmel zu kommen, und zeigte, welcher Schlüssel alle Thore öffne. Gern kam er auch auf die Brücke zu sprechen, die über den reißenden Ravi führt. Sie ist der einzige Zugang zur Stadt Tschamba, rechts

oder links von ihr läßt sich nicht hinüber kommen; so sei nun Christus unsre Brücke zum Vater und in unsre Heimat.

Zum Nachahmen ist Fergusons Art des Missionirens wohl nicht zu empfehlen, aber das ganze Beginnen kam aus einem aufrichtigen Herzen, in dem Liebe und Glaube wohnte, und so hat sich Der, dessen Namen dadurch geehrt werden sollte, mit seinem Segen dazu bekannt. Seit 1873 ist Tschamba nun der Mission der schottischen Kirche übergeben.

Oestlich von Tschamba treiben 10,000′ hoch über der Meeresfläche einige Sendboten der Brüdergemeinde an einsamen Bergwassern geduldig ihre Menschenfischerei, des Tages harrend, da sich ihnen weitere Thüren aufthun werden. Die großartige Gebirgswelt, in der sie hier zwischen prachtvollen Gletschern und dem herrlichen Grün der Wiesenabhänge, Felder und Baumgärten leben, ist das Land der berühmten kleinen Gebirgspferdchen, die sich im Himalaja im Stalle jedes Europäers vom Vicekönig an, wenn er in den Bergen wohnt, bis hinab zu seinem Schreiber finden. Wo auch diese Pferdchen nicht mehr gehen können, kommt immer noch die Yak-Kuh fort, die sich in den kältesten Regionen am wohlsten fühlt. Sie versorgt die Bewohner des Hochgebirgs mit ihrer reichen, fetten Milch; drunten in der Ebene aber dient ihr langer, seidehaariger schneeweißer Schwanz den Götzen und Königen Indiens als Fliegenwedel. (S. 83.)

Der im Jahr 1850 gefaßte Beschluß der Brüdergemeinde, irgendwie mit der Verkündigung des Evangeliums zu den Mongolen vorzudringen, war die Veranlassung, daß 1854 die beiden Brüder Pagell und Heyde ihre Wohnung auf dem Himalaja nahmen, von wo sie über Ladak nordwärts zu reisen suchten. Der Durchzug wurde ihnen aber verweigert und zwei andre Versuche mißglückten gleichfalls. Sie waren jedoch einmal auf der Grenze von Tibet und wenn irgendwo, so konnte ja auch da ein Vorposten der Mission auf dem Weg ins innre Asien gegründet werden. Im Bergkanton Lahul, am obersten Lauf des Tschinab, fanden sie noch auf brittischem Gebiet das von Tibetanern bewohnte Dorf Kjelang. In ihm ließen sie sich nieder, obgleich sie da fünf Monate des Jahrs durch den Schnee von aller Welt abgeschieden sind. Im Okt. 1857 bezogen sie mit dem ihnen nachgesandten Gelehrten Jäschke ein mühsam aufgebautes Haus, in welches sie 1859 ihre drei Bräute aufnahmen.

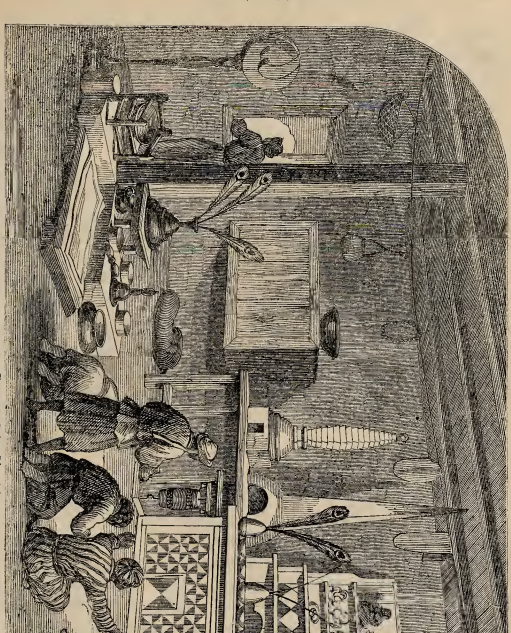
Hier hat die Mission es also mit lauter Buddhisten zu thun, welche durch eigenes Verdienst selig werden wollen, sich einer gewissen

Im Himalaja.

Tugend befleißen und glauben, daß alle Andersdenkenden sich auf verkehrtem Wege befinden. Wenn überhaupt der buddhistische Kultus eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der römischen Kirche hat, so ist das in doppeltem Maße bei jener besonderen Gestaltung desselben der Fall, die unter dem Namen Lamaismus in den weitgestreckten Gebieten Mittelasiens herrschend geworden ist, an deren Grenze die rüder ihre Arbeit begannen. Die Lazaristenmissionare Hüc und

Gabet, die in den Jahren 1844—46 die Tatarei, Tibet und China bereisten, geben das vollständig zu. Sie sagen: Schon bei der oberflächlichsten Prüfung der Reformen und Neuerungen, welche bei dem Lamadienst eingeführt wurden, wird man durch ihre Verwandtschaft mit dem Katholicismus überrascht. Das Kreuz, die Bischofsmütze, das Priestergewand, der Chorrock, welche die Großlamas auf ihren Reisen tragen, der Gottesdienst mit doppelten Chören, der Psalmengesang, der Weihrauchkessel, der Segen, den die Lamas ertheilen, indem sie die rechte Hand über die Gläubigen ausstrecken, der Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichen, das Klosterleben, der Heiligendienst, die Fasten, die Processionen, die Litaneien, das Weihwasser — alle diese Dinge bilden eine Aehnlichkeit zwischen den Buddhisten und uns." — Doch haben die Letzteren es im maschinenmäßigen Beten durch die sinnreiche Erfindung der Gebetsmühle noch weiter gebracht als die Katholiken. Diese Gebetsmühle ist ein Instrument, dessen oberer Theil, ein hohler Messing-Cylinder, mit einigen hundert geschriebenen Gebeten gefüllt ist und herumgedreht werden kann. Jeder Umschwung hat dann dasselbe Verdienst, wie wenn sämmtliche Gebete hergesagt würden (s. Abb. S. 85 Buddhistischer Gottesdienst im Himalaja). Trotz all seines Ceremonienwesens hat überdieß der Lamaismus im Himalaja die schändliche Sitte der Polyandrie oder Vielmännerei im Gefolge. Wenn nämlich der älteste Sohn heirathet, geht auf ihn das ganze elterliche Vermögen über, und der jüngere Bruder muß ein Lama oder Priester werden. Sind mehrere Brüder da, so gehört die Frau des Aeltesten Allen gemeinsam an, doch so, daß alle Kinder als dem ältesten gehörig betrachtet werden.

Der Empfang, den die Brüder unter der Bevölkerung fanden, war nicht unfreundlich. Der mit der Aufsicht über die benachbarten Klöster betraute Lama gab ihnen sogar Sprachunterricht, aber freilich in der stillen Hoffnung, Buddhisten aus ihnen zu machen. Später reiste derselbe nach Hlassa, dem Rom der Buddhisten, und wurde dort von ihrem Papste, dem Dalai-Lama, zum Großlama gemacht, als welcher er nun herumzog, alle Klöster besuchte und Buddhabilder einweihte. Auch jetzt noch stellte er sich zwar gegen die Missionare freundlich in dem Bewußtsein, daß die englische Regierung froh an ihnen sei; im Herzen aber wurde er ihnen bitter gram. Es war ein langes Warten, Säen, Sorgen und Hoffen, bis sich endlich etliche Keime zeigten, die eine Frucht in Aussicht stellten. Im Jahr 1859 waren Jäschke's Uebersetzungsarbeiten so weit gefördert, daß mehrere



Buddhistischer Gottesdienst im Himalaja.

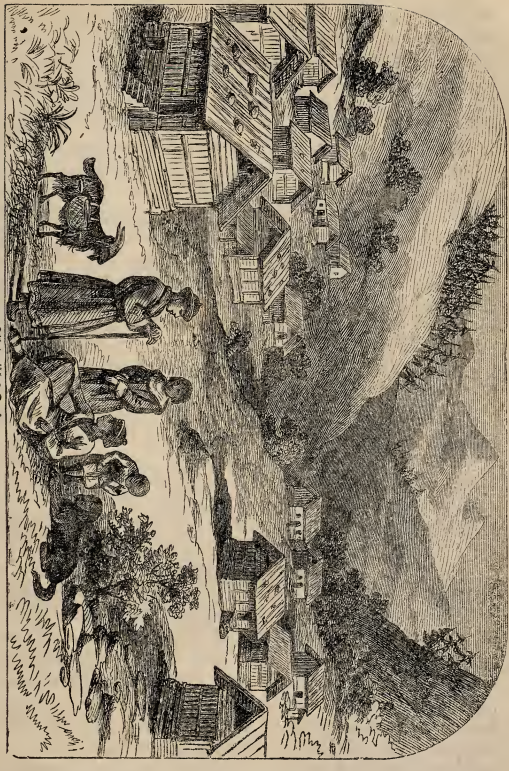
Abschnitte der h. Schrift in tibetanischer Sprache dem Druck übergeben werden konnten, während Pagell sich die von der Schriftsprache sehr abweichende Umgangssprache genugsam angeeignet hatte, um die erste Predigt in Kjelang halten zu können. Nun begann er,

auch auf den umliegenden Dörfern das Evangelium zu verkünden. Weitere Reisen wurden auf dem Yak, dem sichersten Träger über die höchsten Pässe unternommen. Ein solcher Ritt erfordert eine gute

Reisen im Hochgebirge.

Portion Geduld, denn der Yak läßt sich nicht leicht aus seinem langsamen Tempo bringen, dafür aber gehen diese Thiere nicht nur über große Felder von gewaltigen Steinblöcken mit der größten Sicherheit hin, sondern klettern auch mit völliger Ruhe an Felswänden hinab, die der Europäer zu Fuß nur mit äußerster Vorsicht hinuntersteigen könnte. Der Yakführer schreitet nebenher, murmelt seine buddhistischen Gebete und bläst wohl auch ein Stückchen auf der Doppelpfeife. (Siehe Abb.) Drollig sieht es aus, wie diese so plump scheinenden Thiere über zerfallende Schneebrücken setzen und nach einander den Sprung über die gähnenden Spalten wagen.

Im Oktober 1865 kam der lang ersehnte Freudentag, an dem die beiden Erstlinge getauft werden konnten. Aber es sollte ihm ein Tag des Schmerzes folgen, wie die Brüder seither noch keinen erlebt hatten: einer jener Erstlinge starb als Selbstmörder, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, wegen eines Vergehens, das er vor Jahren als Heide begangen hatte, nachträglich vielleicht noch vor Gericht gezogen zu werden. Doch der Herr hatte für die Betrübten



Tibetanisches Dorf.

auch wieder Tröstungen bereit und läßt sie auf mancherlei Weise fühlen, daß sie zu rechter Zeit nach Kjelang gekommen sind. Eine kleine Gemeinde ist gesammelt, die Schulthätigkeit hilft auch in weiteren Kreisen dem Evangelium Bahn brechen, namentlich ist aber die

Bücherverbreitung von Segen begleitet. Auf seinen Reisen hat Heyde die Kenntniß des Heils schon an Orten getroffen, die er seit 12 Jahren nicht mehr besucht hatte. Die Bücher hatten den Weg in die entferntesten Dörfer gefunden. Selbst in Klöstern redet man davon, daß Christi Wort doch viel Gutes habe und vielleicht einmal an die Stelle von Buddhas Lehre treten werde. In ganz Tibet soll, wie verlautet, gegenwärtig ein Gefühl von dem Schwinden der Tugendverdienste der Menschen und ein allgemeiner Zweifel an der Wahrheit des Lamaismus spürbar sein.

Pagell hat inzwischen seit 1865 im wärmeren Satledschthale zu Pu an einem andern Theil der tibetanischen Grenze ein neues Arbeitsfeld gefunden. Laubgänge von Weintrauben und Aprikosenbäume schmücken diese von kahlem Gestein oder baumlosem Wiesenland umgebene Oase, auf der noch ein eingeborner Radscha herrscht, unter dessen Regiment der Reiche den Armen ohne Scheu aussaugt und durch Bestechung aus allen Streitigkeiten als Sieger hervorgeht. Gerade die Reichen sahen daher anfänglich das Eindringen eines Christen sehr ungern, durch große Geduld aber gelang es Pagell und seiner Gattin, nach und nach in alle Häuser Zugang zu finden. Sogar etliche tibetanische Grenzdörfer (S. 87) sind dem Missionar jetzt gewogen, weil er sich ihnen durch Impfen und andre Dienstleistungen nützlich gemacht hat.

III. Kaschmir.

Jenseits der britischen Grenze beginnt das von den Engländern im J. 1849 neu geschaffene Königreich Kaschmir. Es besteht aus drei geographisch gesonderten Theilen mit einer Gesammtbevölkerung von etwa einer halben Million Seelen. Diese drei Theile sind: das vielgepriesene Kaschmirthal mit der Hauptstadt Srinagar; das Fürstenthum Dschammu mit der gleichnamigen Hauptstadt oder das Hochland zwischen den Flüssen Rawi und Dschilam und endlich die höchste Gebirgsregion an der Grenze der unabhängigen Gebiete zwischen den englischen Besitzungen im Süden, den russischen im Norden und den chinesischen im Osten, mit dem 12,000′ hohen fruchtbaren Ladakthal und der durch ihren Wollhandel wichtigen Hauptstadt Leh. (S. 89). Die Bewohner dieser nördlichsten Region sind schon buddhistische

Leh im Ladakthal.

Tibetaner, während die Bevölkerung des Kaschmirthals aus Moslemen und Hindus gemischt ist.

Vierzig Stunden lang und an seiner weitesten Stelle 24 Stunden breit, dehnt dieses letztere sich 5200′ über der Meeresfläche zwischen zwei Gebirgsarmen des Himalaja aus, deren schneegekrönte Spitzen sich zu einer Höhe von 15,000 und 18,000′ erheben. Den geschmolzenen Schneemassen der das Thal im Süden umschließenden Bergreihe entsprungen, durchströmt es der Dschilam in nordwestlicher Richtung, bis er bei Srinagar sich entschiedener nach Westen wendet. Sich zu verschiedenen Seen erweiternd, setzt er ruhig und majestätisch seinen Lauf durch den mittleren und unteren Theil des Thales fort, bis er bei dem Baramala-Paß einen Ausweg aus demselben findet. Gegen 7000′ hoch thürmen sich an einer Stelle dieser gewaltigen Schlucht fast senkrechte Felswände auf, während drunten in der Tiefe die Fluten des Stromes die ganze Breite der engen Spalte füllen. Schäumend und brausend, recht als wäre er mit dem Austritt aus dem schmalen Felsenthor aller Bande los geworden, eilt er von da an wohl 50 Stunden lang in wilden Sprüngen der Pandschab-Ebene zu.

Was haben von alten Zeiten her indische und persische Dichter nicht alles gesungen von Kaschmirs entzückender Lieblichkeit! Und wohl könnte man einen Augenblick sich noch in Eden träumen, wenn man an den Abhängen der schönen Hügel lustwandelt, wo der Pfad sich bald zwischen schlanken Cedern und Fichten, bald zwischen dichtbelaubten Aprikosen-, Maulbeer-, Pfirsich- und Pflaumenbäumen oder duftenden Rosenhecken und andern herrlich prangenden Blumen hindurchschlingt, bald in ein tiefes Seitenthal hinabführt, deren viele, vom glänzenden Silberfaden eines schäumenden Baches durchzogen, in das Hauptthal münden, bald sich wieder zu irgend einer Anhöhe emporwindet, auf der an dem bergumkränzten Horizont plötzlich von allen Seiten Schneekuppen auftauchen, um mit jeder neuen Krümmung des Wegs, recht als spielten sie Versteckens unter sich und mit den Wolken, jetzt zu verschwinden, jetzt wieder hervorzutreten. Doch sobald die Ebene erreicht ist, schwindet der Zauber. Gar vieles von Kaschmirs Herrlichkeit ist vergangen wie die Blume des Feldes. Seine Paläste liegen in Trümmern, seine Hauptstadt (S. 91) besteht nur noch aus zerfallenden Gebäuden und schmutzigen Straßen; seine Bevölkerung ist verarmt. Seine Lieblichkeit ist sein Unglück geworden. Wäre sein Besitz weniger lockend gewesen, so wäre es vielleicht in Vergessenheit

Srinagar, Hauptstadt von Kaschmir.

geblieben und hätte verhältnißmäßig ruhige Tage genossen; so aber ist es wie der unvergleichliche Kohinur, der jetzt in der englischen Krone prangt, wieder und wieder die Beute von Eroberern geworden. Von einer Reihe mächtiger Fürsten aus einem Garten Gottes in ein Paradies der Sinnlichkeit verwandelt, liegt dieser „Edelstein Asiens“ heute zertreten im Staub.

Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge war Kaschmir schon in hohem Alterthum zu bedeutender Blüthe gelangt. Frühe wurde es sodann eine Burg des Buddhismus, von dem noch immer einige Denkmäler zeugen. Später mußte der Buddhismus sich in die höheren Gebirgsregionen zurückziehen und dem Brahmanismus weichen, der dann seinerseits vom Islam verdrängt wurde. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von unabhängigen muhammedanischen Fürsten regiert, kam Kaschmir im Jahr 1588 unter die Herrschaft Kaiser Akbars, der es der Krone von Delhi unterwarf. Um den Unabhängigkeitssinn seiner Bewohner zu brechen, zwang Akbar die Männer, ihr kurzes, festumgürtetes Hemd mit dem langen Gewand der Weiber zu vertauschen, so daß die Kleidung beider Geschlechter nun kaum verschieden ist. Diese Maßregel mag neben dem ganzen System geistlähmenden Drucks, das nun folgte, auch dazu mitgeholfen haben, den Charakter des einst tapfern und kriegerischen Volkes so gänzlich zu verändern, daß man von all den Eigenschaften, durch die es sich ehedem auszeichnete, jetzt auch nicht mehr die mindeste Spur wahrnimmt, so hervorragend es noch immer unter allen Indiern durch seine Schönheit und Körperkraft ist (s. Abb. S. 93). Weichlichkeit und Kriecherei ist an die Stelle edler Männlichkeit getreten, und nicht minder fehlt es den Frauen an Selbstachtung, der Zierde des Weibes.

Nachdem Akbar das Werk der Unterjochung vollendet und die neu erworbene Provinz mit Palästen und Gärten geschmückt hatte, blieb seinem Sohn Dschehangir nicht mehr viel zu thun, als die Reize dieses Feensitzes mit seiner Gemahlin Nur Mahal in vollen Zügen zu schlürfen, was er auch 13 Sommer hindurch that. Unter Kaiser Aurangzeb dauerte der Glanz Kaschmirs noch fort, dann aber kam die Zeit, da die Herrscher Delhis nur gelegentlich noch ihre reizende Besitzung besuchten, und das Land lange Jahre hindurch unter dem harten Joch ihrer Statthalter seufzte. Als, durch Wollust entnervt, die Moguln nicht mehr vermochten, das Reich ihrer Ahnen zusammenzuhalten, fiel Kaschmir (1753) in die Hände der Afghanen, um nach

Eine Kaschmirdame.

mancherlei Wechselfällen 1819 endlich in den Besitz des Pandschab-Löwen Randschit Sing zu gelangen. Bei der Einverleibung des Pandschab in die englischen Besitzungen verblieb der Norden gegen Bezahlung von 750,000 Pf. Sterling dem schlauen Gulab Sing, unter dessen Sohn und Nachfolger Ranbir Sing das schöne Land noch immer trübe Tage hat. Die Hälfte alles Erwerbs geht ohne Weiteres in die Vorrathskammern des Fürsten, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ein weiteres Viertel in den Händen der Steuereinnehmer, Soldaten u. s. w. hängen bleibt, so daß man sich fast wundert, wie die Leute überhaupt noch das Land bebauen mögen. Am schlimmsten sind die 30,000 Weber daran, zu deren weltberühmten Shawls der bunte Farbenschmuck der mit Gärten übersäeten Gefilde des Thals einen unerschöpflichen Vorrath immer neuer

Zeichnungen liefert. Sie alle müssen um den ärmlichen Taglohn von 25 Pfennigen für die Regierung arbeiten, während diese ihnen den den Bauern abgenommenen Reis zu beliebig hohen Preisen verkauft. In der Regel sind darum die Shawlweber auch schwächlich und mager, und Manche würden sicher nach Indien auswandern, wenn die dahin führenden Pässe nicht stets von Truppen besetzt wären, die ohne Erlaubniß der Regierung Keinen durchlassen.

Schaaren von Reisenden strömen dagegen in den Sommermonaten aus Indien ins Kaschmirthal hinauf. Viele kommen dahin in Handelszwecken, Viele ihres Vergnügens oder ihrer Gesundheit wegen; englische Offiziere zieht vor Allem die Bärenjagd an, auch Künstler durchschwärmen die paradisische Gegend, wie in Europa die Schweizer- und Tyroler-Alpen. Ein Gesetz der despotischen Regierung fordert jedoch, daß mit Beginn des Winters alle Europäer das Land verlassen, und erlaubt ihnen erst im Frühling wiederzukommen. Vier bis fünf Monate das Jahrs ist also Kaschmir jedem christlichen und civilisatorischen Einfluß verschlossen. Was sich indeß bei solchen Sommerbesuchen von dem Jammer und Weh des Volks und von der ursprünglichen Herrlichkeit des Landes sehen ließ, genügte, um bei den im Pandschab lebenden englischen Christen den lebhaften Wunsch zu erwecken, auch in das hehre Alpenthal etwas von dem Samen des Worts hineinzuwerfen, der in der Ebene so schöne Früchte trug. Galt es doch überdieß auch, die schwere Schuld zu sühnen, daß Namenchristen schon vielfach dort in heidnischen und muhammedanischen Sünden geschwelgt hatten! Denn die Leichtigkeit, hier zügellos zu leben, weit mehr noch als der Zauber der Gegend, hatte schon manchen Engländer dahin gelockt, der sich gescheut hätte, unter dem Scepter seiner eigenen Regierung und inmitten seiner eignen Volksgenossen ein Leben der Schande zu führen, wie er es dort sich erlaubte.

Zwei Sommer hindurch hatte schon der eine oder andere der Pandschab-Missionare der tief gesunkenen Bevölkerung Kaschmirs nahe zu kommen gesucht, als im Jahr 1865 in dem schottischen Missionsarzt Elmslie ein Mann gefunden wurde, der durch die Hilfe, die er den Leibern brachte, schnell die Liebe und das Vertrauen des lasterhaften Volkes gewann. Gleich im ersten Sommer behandelte er gegen 2000 Patienten, in den folgenden Sommern wohl doppelt so viele. Und so erfolgreich waren seine Kuren, daß schon bei seinem erstmaligen Besuch das Volk eine Bittschrift an seinen Maharadscha richtete, er

möchte Elmslie doch erlauben, immer dazubleiben; der mürrische Machthaber wollte davon aber nichts hören.

Ueber diesen leiblichen Dienstleistungen verlor aber Elmslie die Hauptaufgabe eines Boten Christi nicht aus den Augen. Da er ein Mann von großer Begabung und Bildung war, hatte er schon nach einem Jahre die Sprache so weit bemeistert, daß er in derselben beten und ungehindert mit den Eingebornen verkehren konnte. Bei der Feindseligkeit der Regierung gegen die Mission hatten die zum Christenthum Bekehrten oft eine wirklich grausame Behandlung zu erfahren und mehrere von ihnen mußten sogar das Land verlassen. Wiederholt kam es daher vor, daß Elmslie nur in der Weise von einem aufgegangenen Samenkorn hörte, daß ihm irgend ein Missionar im Pandschab mittheilte, es seien einige Leute aus Kaschmir zu ihm gekommen und haben ihm gesagt, sie haben angefangen das Evangelium Jesu vom Doktor zu hören, haben aber weder ihm selbst, noch sonst irgend Jemand in Kaschmir etwas von dem Eindruck gesagt, den es auf sie gemacht, aus Furcht vor den Folgen, welche das für sie haben könnte, wenn sie im Lande blieben. Manche dieser Nikodemuse waren sogar Priester.

Als im Sommer 1867 eine Cholera-Epidemie in Srinagar ausbrach, flohen die meisten dort wohnenden Europäer in die höheren Bergregionen hinauf. Dr. Elmslie jedoch und der damals gleichfalls in Srinagar weilende Miss. Brinkman blieben, und etwa 1000 Kranke empfiengen dankbar die ärztliche Hilfe, die sie ihnen reichten. Weit mehr hätte geleistet werden können, wenn die eingebornen Beamten Elmslie's freundlich angebotene Dienste angenommen hätten; aber sie waren entschlossen, ohne Rücksicht auf die Leiden des Volks und die Verbreitung der furchtbaren Seuche ihre feindselige Haltung gegen die Mission durchzubehaupten. Fünf Jahre nach einander trieb Elmslie so seine Arbeit der Liebe vom Mai bis Oktober in Kaschmir und den Rest des Jahrs hindurch im Pandschab. Im J. 1870 kehrte er nach England zurück und arbeitete während seines zweijährigen Aufenthalts dort ein Wörterbuch der Kaschmirsprache aus, die in ihrer heutigen Gestalt erst durch ihn zur Schriftsprache gemacht wurde. Es ist dies eine Arbeit von doppeltem Werth, weil das Kaschmiri noch sehr wenig bekannt ist.

Im Sommer 1872 kehrte Elmslie mit seiner ihm in England angetrauten jungen Gattin nach Kaschmir zurück. Durch das Wiedererscheinen der Cholera fand er dort dießmal ungewöhnlich anstrengende

Arbeit und statt Dankbarkeit von Seiten der Regierung abermals nur Widerstand. Der König zahlte den Priestern und Pandits große Summen aus, um die Seuche von seinem Palast fern zu halten, und sie und andre Kreaturen, die sich am Staatsruder befanden, legten Elmslie's menschenfreundlichen Bemühungen ein Hinderniß ums andre in den Weg. Sie schickten Männer aus, um diejenigen abzuhalten, die bei ihm Hilfe suchen wollten, ohne jedoch viel damit auszurichten, denn die Leute erwiderten: „Es handelt sich um Tod und Leben, wir kümmern uns nichts um des Maharadschas Befehle." Nun ließ man einen eingebornen Arzt aus Kalkutta kommen. Er stellte sich ein, aber die Leute wollten sich nicht an ihn wenden, sondern fuhren fort, sich an Elmslie zu halten.

So nahte die Zeit des alljährlichen Auszugs der Europäer. Elmslie wünschte zu bleiben und man sollte meinen, die Art seiner Thätigkeit habe ihm das Recht auf eine Ausnahmsstellung erworben, aber sie wurde ihm verweigert. Schon sehr unwohl, trat er die beschwerliche Reise in die Pandschab-Ebene an. An ungeheuren Abgründen vorbei, wo das Ausgleiten eines Trägers sicherer Tod gewesen wäre, führte der schmale Saumpfad zu Schneefeldern hinan, deren dünne, kalte Luft dem Kranken um so gefährlicher wurde, als sich am vierten Tage zu seinen übrigen Beschwerden auch noch eine Lungenentzündung gesellte. Mit aller Macht strebten die Wandrer vorwärts, um christliche Freunde zu erreichen. Frau Elmslie überließ dem kranken Gatten die Sänfte und gieng statt seiner zu Fuß, so viel wie möglich sich hart an seiner Seite haltend. So legte sie unter großen Mühsalen, mitunter reißende Gebirgsströme durchwatend und das Herz von Angst zerrissen um den theuren Kranken, täglich oft 7 Stunden zurück, während sie die Nacht durch an seinem Lager wachte. Eine ihrer größten Prüfungen war es, daß sie manchmal den Kulis nicht nachkommen konnte, die trotz alles Wehrens ihren raschen Schritt einhielten, da Elmslie zu schwach war, seine Frau mit seiner Autorität und Sprachkenntniß zu unterstützen. Nach dreiwöchentlicher Reise erreichten sie am 16. Nov. endlich Gudschrat, die erste Stadt innerhalb der englischen Besitzungen. Alles, was ärztliche Pflege und christliche Liebe vermochte, wurde nun für den Kranken gethan, aber es war zu spät. Am Abend des 18. November entschlief Elmslie im Glauben an seinen Erlöser, ein Lächeln der Ruhe und des Sieges auf dem erblaßten Angesicht. Auf dem Schlachtfeld von Gudschrat, wo das Pandschab für die englische Herrschaft

Medicinische Mission in Kaschmir.

gewonnen wurde, fand seine entseelte Hülle unter vielen Thränen der Nationalgehilfen von Kaschmir ihre letzte Ruhestätte. Er hat einen bessern Kampf gekämpft und ist noch eines ruhmvolleren Todes gestorben als die Helden, die auf jenem Siegesfeld von 1849 fielen, indem er sein Leben nicht geliebt hat bis in den Tod. Seine junge Witwe aber ist im Pandschab geblieben, um sich da dem Missionsdienst zu widmen, und leitet eine treffliche Töchter-Anstalt in Amritsar.

Zwei Tage nach Elmslie's Begräbniß traf zugleich mit seiner Witwe in Lahor ein Befehl des indischen Generalgouverneurs ein, daß der Doktor in Kaschmir zu bleiben habe. Es war dieß die Antwort auf eine an den Vicekönig gerichtete Bitte um seine Vermittlung bei dem Maharadscha von Kaschmir, nachdem die Regierung des Pandschab eine Einmischung in die Sache abgelehnt hatte. Gewiß aber schickt sich's, daß die englische Regierung in einem von ihr selbst geschaffenen Staätchen keine Rücksichtslosigkeiten gestattet, die selbst die Beherrscher des türkischen und chinesischen Reiches sich Europäern gegenüber nicht mehr erlauben dürfen.

Der edle Elmslie hat indeß nicht umsonst in Kaschmir die Bahn gebrochen; er hat einen würdigen Nachfolger gefunden an Dr. Maxwell. Ihm ließ sich der Maharadscha herbei, sogar einen Spital zu bauen. Aber als 1875 die Thüre zu einer erfolgreichen Wirksamkeit geöffnet schien und die Erstlinge einer Kaschmir-Gemeinde gesammelt waren, brach Maxwell's Kraft zusammen. Gebe Gott, daß in dem einstigen Offizier Downes, der nach seinem mißglückten Versuche, als Evangelist nach Kafiristan vorzudringen, noch Medicin studirte, um seine Dienste hinfort Kaschmir zu widmen, diesem Lande zum dritten Mal ein ebenso hingebender Freund geschenkt worden sei, dem neben der Arbeit des Säens auch die des Erntens beschieden werde! (S. 97.)

IV. Radschputana.

Vom Pandschab durch sandige Einöden, von dem schönen Tieflande des Ganges durch fast unbewohnte Landstriche getrennt, erstreckt sich in dem dem Windhja-Gebirge im Nordwesten vorgelagerten Hügelland bis in die Sindhwüste hinein über einen Flächenraum von mehr als 6000 Quadratmeilen die noch unter einheimischen Regenten

stehende Provinz Radschputana. Unberührt von den großen Handelsstraßen Indiens, fern vom Meere, ohne schiffbare Flüsse, und von einem Volke bewohnt, das sich nie ganz unter die Willkür despotischer Herrscher beugte, blieb sie lange Zeit den europäischen Eroberern fast unbekannt. Und doch — wie wohlthuend und heimatlich sprechen gerade den Europäer die schönen Gebirgslandschaften Radschputana's an, gegenüber von so manchen Ebenen Indiens. (Die Abb. S. 100 zeigt uns Khetri, die Hauptstadt eines der kleineren Radschputanastaaten).

Das Land hat seinen Namen erhalten von einem der Stämme, die sich in seinen Besitz theilen. Radschputen, Königssöhne, nennen sich mit ungeheurem Stolz die Großen, die Fürsten desselben als Nachkommen der alten Kriegerkaste. Sie sind wohl die hartnäckigsten Konservativen der Welt: lauter Staaten, „so alt wie Sonne und Mond", aber voll kleinlicher Intriguen und unerträglich stolzer Etiquettefragen. Die Regierungsform ist ein mildes Feudalsystem. Der König bewohnt seine Hauptstadt und theilt die Ländereien und Dörfer als Lehen an die Prinzen oder Thakurs aus, die ihm fast alle blutsverwandt sind. Jetzt sind sie der Mehrzahl nach in Opium und andern Sinnengenuß versunken, einst aber waren sie ein überaus tapferes, kriegerisches Geschlecht.

Ihre Geschichte ist wie bei so manchen Gebirgsvölkern die eines Kampfes auf Leben und Tod um ihre Freiheit. Als alle umliegenden Länder die Waffen gestreckt und sich unter das Scepter des Großmoguls gebeugt hatten, entbrannte in Radschputana ein ungleicher, aber immer erneuerter Krieg mit den fremden Siegern. Ein Heer nach dem andern überschwemmte das Land und brach die Macht, aber nicht den Muth und Stolz seiner Bewohner. Ihre Ernten verbrennend, ihre Hütten verlassend, flüchteten sich die Radschputen in die Höhlen und Schluchten ihrer Berge, um, sobald ihre Unterdrücker abgezogen waren, wieder daraus hervorzubrechen und ihre früheren Wohnsitze einzunehmen. Fast immer besiegt und doch nie ganz unterworfen, war Radschputana endlich nur noch eine von Trümmern bedeckte Wüste. In allen großen Städten Indiens trifft man darum Radschputen, welche die Armuth zur Auswanderung zwang. Vortheilhaft unterscheiden sie sich da gleich auf den ersten Blick von andern Hindus durch ihren schönen Wuchs und ihre entschlossene Haltung; man rühmt auch ihre Kraft, Ausdauer und Treue in der Arbeit. Als die Macht des Großmoguls allmählich schwand, erstand ein Theil des Landes wieder, zu neuer Blüthe gelangte es aber erst,

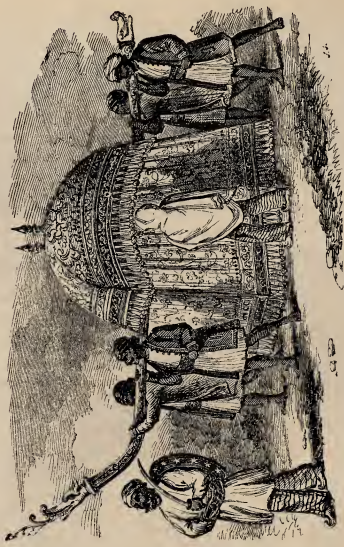
Ajmere.

als die Engländer, gleich milde nach dem Siege, wie unwiderstehlich im Kampfe, den Schauplatz betraten. Ihr Eigenthum ist zwar nur die im J. 1818 erworbene Stadt und Provinz Adschmir mit einer Bevölkerung von bloß 400,000 Seelen, während das ganze Land

wohl 17 Millionen Einwohner hat; ihr Einfluß erstreckt sich aber doch mehr oder weniger auf alle ihnen verbündeten Fürsten Radschputanas, so sehr diese sich zuerst jedem Fortschritt mit der Ruhe und Stumpfheit des Todes entgegenstellten.

Ein Hauptübel, dem die Engländer zu Leibe zu gehen suchten, war der in entsetzlichem Grade im Schwang gehende Mädchenmord. In ganz Indien gilt die Geburt eines Mädchens für ein Unglück, denn schon ehe das Kindlein da ist, pflegt der Vater sich mit dem Gedanken zu ängsten, wie er einmal eine passende Versorgung finden und eine glänzende Hochzeit bestreiten könnte, falls es eine Tochter wäre; von der Ansicht ausgehend, daß schlechter Samen auf gutem Boden doppelt üppiges Unkraut, guter Samen auf geringem Boden aber immer noch eine leidliche Frucht hervorbringe, halten die Hindu's nämlich eine nicht standesgemäße Verheirathung ihrer Töchter für viel verunreinigender, als wenn ihre Söhne einen Grad hinabsteigen müssen. Nirgends aber waren diese Vorurtheile eine so furchtbare Macht wie unter den Radschputen. Als der Emporkömmling Randschit Sing, auf dem Gipfel seiner Macht angelangt, eine Radschputprinzessin aus dem Kangra-Distrikt heirathen wollte, zündete die betreffende Familie ihre Häuser an und ließ die erkorene Prinzessin verbrennen, um der Schmach dieser Verbindung zu entgehen. Und als dann doch ein anderer Radschpute seine Tochter dem Bauernkönig zur Ehe gab, wurde er von seinen Kastengenossen ohne Weiteres degradirt. Für einen ebenso großen Schimpf aber wie eine nicht ebenbürtige Verbindung gilt es, eine Tochter unverheirathet im Hause zu behalten oder die Hochzeit nicht mit dem den Familientraditionen entsprechenden Glanze zu feiern, der vielleicht hinreichend ist, nicht nur einen verarmten Vater, sondern auch seine Enkel noch in Schulden zu stürzen. Lieber sterben, als eine solche Schmach auf sich laden! Doch warum nicht vielmehr dem Kinde selbst ein Leben der Erniedrigung ersparen? Also ließ auf einen vom Vater gegebenen Wink die Wärterin die meisten neugebornen Mädchen sofort an verzuckertem Opium saugen, bis sie einschliefen, um nicht wieder zu erwachen. (Die Abb. S. 102 zeigt uns den Hochzeitspalankin einer vornehmen Hindubraut.)

Es grenzt ans Unglaubliche, in welchem Grad der Ahnenstolz bei den Radschputen jedes andre Gefühl ersticken konnte. Einst hatte ein Radscha schon fünf Töchter gehabt, die auf sein Geheiß alle nach einander aus dem Wege geräumt worden waren, als die arme



Hochzeitspalankin.

Mutter abermals ein Kindlein erwartete. Voll Angst berieth sie sich mit einer alten vertrauten Dienerin, wie sie das kleine Wesen retten könnte, falls es wieder ein Mädchen sein sollte. Das Töchterlein wurde geboren und nach dem zuvor entworfenen Plan glücklich in Sicherheit gebracht. Der Vater hatte zwar den gewöhnlichen Wink gegeben, war aber so an Gehorsam gewöhnt, daß er gar nicht nachfragte, ob derselbe befolgt worden sei. Das Kind wuchs in bescheidener Umgebung auf und die Mutter freute sich, wenigstens von Zeit zu Zeit zu hören, wie lebensfroh und lieblich ihre Tochter sei. Was hätte sie nicht darum gegeben, auch nur einmal ihr Kind ans Herz drücken zu dürfen! Aber sie durfte es nicht sehen, sollte das Geheimniß nicht verrathen werden. Sie starb, bis zum letzten Augenblick nach seiner Gegenwart lechzend und bemüht, sich sein Bild vorzustellen. — Der alte Radscha war tief gebeugt über den Tod seiner

Gemahlin, sie war ihm die Liebste unter seinen Frauen gewesen. Jetzt, wenn je, meinten darum die Pfleger des Kindes, sei es Zeit, ihm dasselbe vorzustellen. Sie verließen sich auf die ausnehmende Schönheit der Tochter; war sie doch das vollendete Ebenbild ihrer Mutter! Man befragte den Sternseher um einen günstigen Augenblick; er ward gefunden. Im glänzenden Schmuck ihres Ranges trat sie vor den verwunderten Fürsten, fiel ihm zu Füßen und rief: „Mein Vater!“ Und der Vater? Einen Augenblick kämpften Liebe und Mitleid mit dem angeerbten, langgenährten Stolz; dann zog er das Schwert aus der Scheide und hieb mit Einem Streiche dem lieblichen Kinde das Haupt ab.

Es kostete große Anstrengungen, bis die britischen Agenten in Radschputana die Zahl der heranwachsenden Mädchen auch nur einigermaßen mit derjenigen der Knaben ins Gleichgewicht brachten. Den menschenfreundlichen Vorstellungen stimmten die stolzen, verkommenen Barone wohl bald zu, aber die Ausführung des allgemein anerkannten Grundsatzes läßt noch immer viel zu wünschen übrig. Das Klima, behaupten die Radschputen, sei schuld an der größeren Sterblichkeit der weiblichen Jugend. — Nicht Mordthaten allein sind aber durch die amtlichen Untersuchungen der englischen Regierung über diesen Gegenstand ans Licht gekommen. Da doch alle Hindus, und zwar schon sehr jung, zu heirathen pflegen, entstand die Frage, woher sie denn an Orten, an denen man die Mädchen mordet, Frauen bekommen? Diese Schwierigkeit kann unmöglich anders gelöst worden sein, als indem von andern Ortschaften Mädchen geraubt oder gekauft wurden, wobei die Verkäufer vorgaben und die Käufer sich stellten, als glauben sie, daß diese Kinder von genugsam hoher Kaste seien, um die sie Heirathenden nicht zu verunreinigen. Neben dem Mord scheint also in großartigem Maßstab auch Kinderraub oder Kinderhandel getrieben worden zu sein.

Nichts halten die Radschputen für entehrender, als die Hand an den Pflug zu legen; Ackerbau ziemt ihrer Meinung nach nur dem gemeinen Volke. Dieses letztere ist in Radschputana theils durch den Hindustamm der Dschats vertreten, der uns schon in Sindh begegnet ist, theils durch den dem Dämonendienst ergebenen Bergstamm der Mers. Die Letzteren haben hauptsächlich die Hügel Merwars südlich von Adschmir inne und waren im ganzen Westen Indiens als Räuber berüchtigt, bis die Engländer es unternahmen, sie in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Nun wurden die Wälder,

hinter denen sie hausten, theils verbrannt, theils gelichtet; Tiger, Leoparden und Löwen, die furchtbare Schutzwache der Räuber, wichen zurück vor den muthigen Jägern (s. Abb.); der Hunger sowohl als die Waffen der Feinde zwangen die Mers zur Unterwerfung. — Gleich der erste britische Gouverneur von Adschmir, der fromme General Hall, interessirte sich auf's lebhafteste für sie, suchte ihr Zutrauen zu gewinnen und bildete aus ihnen ein Bataillon Soldaten, um sie an

Im Dschungel.

Ordnung und friedliche Thätigkeit zu gewöhnen. Auch viele andere Maßregeln zur Hebung dieses armen Stammes gelangen ihm, so daß er im Jahr 1833 das Land unter lautem Wehklagen verließ.

Noch größere Erfolge sollte in äußerlichen Dingen Halls Nachfolger, Oberst Dixon erzielen. Schnell erfaßte dessen praktischer Blick den Werth und die Bedeutung der wenigen künstlichen Wasserbehälter Merwars, die sich als Ueberreste besserer Zeiten noch da und dort fanden; er ließ sie wiederherstellen und viele neue dazu graben. Oft genügte ein starker Damm am Ende eines Thals, um einen See zu bilden und eine dürre Strecke in einen blühenden Garten zu verwandeln, denn in jenen Gegenden gedeiht selbst das Getreide nicht ohne tägliche Bewässerung. Alte Waffen wurden in Spaten und Pflugscharen verwandelt, die Felsenwohnungen den Schakals überlassen, blühende Dörfer in den Thälern gegründet und bald dehnten sich weithin reiche Mais-, Hirse- und Kornfelder aus, während die Weideplätze sich mit Büffeln und Schafen bedeckten. Handel und Gewerbe fiengen an zu blühen, Baumwolle, Tabak und Opium wurden geschätzte Ausfuhrartikel und bald sah man alljährlich große Karawanen von Kamelen und lange Reihen schwerbeladener Ochsenwagen südwärts ziehen. — So gut aber Dixon die Mers im Leiblichen bediente, so schlecht hat er ihre unsterblichen Seelen berathen. Er lebte in der Zeit, da eine sogenannte christliche Regierung in mißverstandener Toleranz zerfallene Götzentempel wiederherstellte und in ganz Indien die abscheulichsten heidnischen Feste nicht nur duldete, sondern sogar begünstigte. Weiter vielleicht als irgend ein andrer Beamter der ostindischen Compagnie gieng darin der Erneurer Merwars: er beschenkte die Mers mit Götzen, die sie zuvor nicht gehabt, ließ von fernher Priester kommen und besoldete diese Verführer des Volks. Merkwürdig ist der Lohn, der ihm dafür geworden. Mit Staunen haben Europäer schon bei einem Fest, das in Adschmir zu Ehren des Affengottes Hanuman gefeiert wurde, unter den zahlreichen Götzen, welche da mehrere Tage hindurch für die zusammengeströmte Menge ausgestellt waren, auch das Bild des alten Obersten gesehen, den die dankbaren Mers noch immer Ma-bap, Vater und Mutter in Einer Person nennen.

Ungefähr ein Fünftel der Bevölkerung Radschputanas besteht aus Muhammedanern. Obschon in Adschmir jetzt der englische Gouverneur den weißen Marmorpalast bewohnt, wo einst die Herrscher von Delhi in der heißen Jahreszeit sich an der kühleren Luft und

an dem Duft der Orangenbäume labten, schreiten die Moslemen doch nicht als die Besiegten, sondern stolz und übermüthig einher, als wären sie noch immer die Regenten des Landes (S. 107). Den Hindu verachten, den Christen hassen sie, und sollte in Indien je wieder eine Empörung gegen die englische Regierung ausbrechen, so wären ihre Anstifter wieder die Muhammedaner. Unleugbar sind viele derselben thatkräftiger, unternehmender und gebildeter als die Hindus; bei der Hungersnot haben, von der Radschputana im J. 1869 heimgesucht wurde, zeichneten sie sich sehr nachtheilig durch Begehrlichkeit und Arbeitsscheu aus.

Erst die Schrecken des furchtbaren Militäraufstandes im J. 1857 wurden die Veranlassung zur Gründung einer Mission in dieser von der Predigt des Evangeliums bis dahin unberührten Provinz, denn die christlichen Schulen, zu deren Einrichtung schon General Hall die Hand geboten hatte, waren in der Folge das Christenthum ausschließende Regierungsschulen geworden. Von heißen Gebeten begleitet, sandte zu Ende des Jahrs 1859 die vereinigte presbyterianische Kirche Schottlands die zwei ersten Friedensboten Schoolbred und Steele nach Radschputana aus. Doch schon an der Grenze des Landes seiner Sehnsucht legte sich Steele zum Sterben nieder. Einsam und traurig langte Schoolbred in der von Dixon gegründeten Neustadt Naya Nagar an und eröffnete im nahen Biawar eine Missionsstation. Neue Arbeiter wurden nachgeschickt, doch auch unter ihnen räumten Tod und Krankheit auf — recht als gehöre es zum Anwurzeln der Mission im fremden Lande, daß sie wie Abraham durch Gräber den Anfang mache zur Besitzergreifung des Bodens.

Auf fünf bis sechs Jahre bloßen Säens durfte man sich schon gefaßt machen bei einem so unvorbereiteten Volke. Doch wo man von geistlicher Noth noch nichts wußte und für sie keine Hilfe begehrte, gab es allenthalben leiblich Kranke, denen der Missionsarzt Valentine seine Dienste nicht vergeblich anbot. Kaum hatte derselbe 1861 Radschputana betreten, so fieng er schon an, mit dem der Sprache bereits kundigen Schoolbred im Land umherzuziehen. Unter dem großen Feigenbaum in der Mitte des Dorfs pflegte dann Schoolbred die Leute zuerst nach ihren Ernteaussichten, ihrem Vieh und dem Wasservorrath in ihren Teichen zu fragen, um von diesen irdischen Dingen allmählich überzugehen auf Den, in dem wir leben, weben und sind, und von dem allein alle gute und vollkommne Gabe kommt. Dann erzählte er ihnen weiter von der Liebe Gottes zu den

Moslem und Hindus.

Menschen, die Ihn bewogen habe, ihnen seinen eingebornen Sohn zu senden; wie dieser ein Mann der Schmerzen und der Allerverachtetste wurde, wie Er so gerne mit den Armen sprach und Kranke heilte und endlich den martervollen Tod am Kreuze starb, damit wir Alle leben möchten. Zum Schluß stellte er ihnen noch Valentine vor als ihren Freund, der nach Indien gekommen sei, nicht wie viele

andre Aerzte, um Geld zu verdienen, sondern um ihnen wohl zu thun. Sie dürfen ihn ganz als ihren Doktor Sahib betrachten, der sichs zur Freude rechnen werde, wenn sie ihm Gelegenheit geben, ihre Krankheiten ohne alle Bezahlung zu heilen.

Nicht sogleich faßten sich zwar darauf die Leute ein Herz zu Valentine, sobald aber einmal Einige den Anfang gemacht hatten und durch ein wenig Arznei oder eine kleine Operation geheilt worden waren, strömten die Uebrigen in Schaaren herbei. Anders als die einfältigen Landleute, die ihren Freund gern in jedem Anliegen befragten, sahen natürlich die Brahmanen die Sache an, die selbst auch medicinirten und von dieser Konkurrenz gar nicht erbaut waren. Sie sannen auf Mittel, ihren eignen Einfluß zu wahren, und in den Städten wurde es ihnen auch nicht schwer, das vorher schon bestehende Mißtrauen gegen die Missionare zu schüren. Aber kurz darauf brach die Cholera aus. In ihrer Noth griffen die Leute begierig nach den angebotenen Mitteln und die erfahrene Hilfe verscheuchte bald jeden Argwohn. Aufs Bereitwilligste brachten nun auch die Frauen (S. 109) ihre Kinder zu Valentine, daß er sie impfe. Es war das von außerordentlicher Bedeutung, da bei der Zurückgezogenheit, in der das weibliche Geschlecht in Nordindien lebt, es dem Missionar fast unmöglich ist, auf gewöhnlichem Wege die Frauen des Hauses zu erreichen. Hatten sie aber einmal durch den ihren Kindern geleisteten Dienst Valentines Bekanntschaft gemacht, so wurden sie auch so begierig nach seinem Wort, daß er manchmal nicht zu schätzen wußte, ob sein Zuhörerkreis mehr beturbante oder verschleierte Köpfe zählte.

Ueber Erwarten schnell wurde der Mission eine Erstlingsfrucht geschenkt in einem jungen stolzen Brahmanen, der sein Leben lang sich seine Mahlzeiten selbst gekocht hatte, um sich nicht durch Gemeinschaft mit Niederen zu verunreinigen. Nachdem kurz darauf als Vertreter der kräftigen Mers zwei eingeborne Soldaten zum Glauben gekommen waren, denen ein einfältiger Landmann mit seinem Weibe folgte, lieferten bald auch die Muhammedaner einen Beitrag zu der kleinen Gemeinde. Während so noch verschiedene andere Seelen Christum fanden, eröffnete sich Valentine in unverhofftester Weise ein neuer Wirkungskreis.

Im April 1866 wollte er auf einer Erholungsreise flüchtig Dschaipur, die 250,000 Einwohner zählende Hauptstadt eines der größten Radschputenstaaten berühren, wurde aber von dem frommen englischen Agenten, Major Beynon, einige Tage dort festgehalten.

Hindufrau.

Der strebsame Radscha hörte von ihm und bat ihn, seine kranke Gemahlin zu behandeln, was Valentine mit so gutem Erfolg that, daß er das Anerbieten erhielt, als Unterrichtsminister ganz in Dschaipur zu bleiben. Er nahm es an unter der Bedingung, daneben volle Freiheit zur Verkündigung des Evangeliums zu haben. Diese Freiheit wurde ihm gewährt und er benützte sie treulich. Eben stand er wieder predigend unter einem Haufen Volks im Bazar, als ein Brahmane vorbeigieng, der seit seinem 15. Jahre von einer heiligen Stadt und einem berühmten Lehrer zum andern gezogen war, um den rechten Weg zum Himmel zu erfragen, statt Ruhe für seine Seele zu finden aber nur die Lügen, Diebstähle und andere Schlechtigkeiten der Erdengötter gesehen hatte, und nun seit 25 Jahren, ein tiefes, ungestilltes Sehnen im Herzen, in einem Dorfe des Königreichs Dschaipur des Priesteramtes pflegte. Zum ersten Mal hört der redliche Mann hier von dem großen Lehrer Jesus Christus sprechen, der gekommen sei, die Sünden durch seinen Opfertod zu tilgen und die Menschen zu sich in den Himmel zu nehmen. Er horcht erstaunt der Wunder-

botschaft. „Das ists ja, was ich brauche, wie gut wäre es für mich, ein Jünger Jesu zu werden", tönt es in seinem Herzen. Er sucht Valentine auf und erhält von ihm ein Neues Testament, damit er selbst weiterforsche. Bald zeigt sich's, daß das Wort Wurzel faßt in seinem Herzen und der heilige Geist selbst sein Lehrer ist. Es wird ihm selige Gewißheit, daß Jesus Christus der Sohn Gottes und der einzige Heiland der Sünder ist; er läßt sich von den Brüdern in Biawar taufen und wurde nun durch Gottes Gnade aus einem „Krischna Das" von ganzem Herzen ein „Isa Das" (Diener Jesu).

Durch lauter Siege gieng es aber natürlich auch in Radschputana nicht. Während einerseits die Gemeinden sich erfreulich mehrten, mußten die Missionare auch dann und wann über den schweren Sündenfall eines der Getauften trauern. Allein auch in solchen Zeiten war der Herr mit seinen Knechten. Zu Ende des Jahrs 1876 hatten sie im Ganzen 7 Stationen gegründet, auf denen sie 255 Kommunikanten zählten; 280 Kinder wurden in 5 Waisenhäusern erzogen; gegen 3000 Kinder besuchten die von ihnen eröffneten Tagschulen, fünf Missionsärzte boten allen Hilfesuchenden Arznei für Leib und Seele zugleich, eine Anzahl tüchtiger eingeborner Lehrer und Prediger half bereits mit das Netz des Evangeliums auswerfen. Zweimal wöchentlich, zuweilen auch öfter, pflegen die Missionare und ihre Katechisten auf die Bazars, in die Straßen und die umliegenden Dörfer hinauszugehen, um dem buntgemischten Zuhörerkreis, der sich um sie schaart, das Evangelium zu verkünden. Der von der harten Tagesarbeit mit Schweiß bedeckte Lastträger; der im eingebornen Regiment dienende Sohn der Gebirge Merwars, der, seine Einkünfte unter dem Arm, dasteht; der Zemindar eines benachbarten Dorfs, der neugierig den Sahib inmitten der sich drängenden Menge beschaut, der Fakir, mit seinen auf verschiedenen Pilgerfahrten erlangten Halsbändern behangen; der Bania im Geruch seiner ungewaschenen Heiligkeit; auch etliche Schreiber- und Polzeidiener aus dem nahen Zoll- und Polizeigebäude — sie alle horchen der Predigt zu und mit hinreißender Beredtsamkeit ladet namentlich der wackere Nati Ram sie ein zu dem guten Herrn, den er gefunden.

Besonderer Gnade bedarf wohl der am Hofe des strebsamen Radscha von Glanz und Ehre umgebene Valentine, um ein demüthiger Jünger Jesu zu bleiben, denn der Herr hat ihm wirklich schon Großes zum Besten des Landes gelingen lassen. Eine von ihm

gegründete Gewerbeschule hat bereits viel zur Ausgleichung der Kastenunterschiede beigetragen; aber nicht nur die allgemeinere Verbreitung des Jugendunterrichts sowohl in Elementar- als in höheren Schulen, sondern auch die Hebung des Ackerbaus, die Verbesserung der Gesundheitspflege und die Belehrung und Beschäftigung der Gefangenen sind Ziele seines Strebens. Mögen auch alle diese Bemühungen mithelfen, Sklaven der Sünde zu der nur in Jesu zu findenden Freiheit zu führen!

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Sindh 6

II. Das Pandschab.

1. Das Land 16
2. Vor Zeiten 30
3. Die ostindische Compagnie 42
4. Die Mission in den Hauptstädten des Pandschab 54
5. Friedensboten an der Afghanengrenze 65
6. Im Himalaja 76

III. Kaschmir 88

IV. Radschputana 98

Einleitung 2

Geschichte Indiens bis z. ostindischen Compagnie 3 4

Ausdehnung usw. (England 4.

(Flächeninhalt 240 mill.)

2 Hauptgebiete: Hindustan u. Dekkan. 5

I Hindustan.

I Sindh (= Indus u. Nebenfl. d. I.) 6–15.

Geographische Darstellung, s. Skizzen.

Name des Landes. (Bed. 9.

Bevölkerung. Zahl, Lebensweise 9.

~~Regierung~~ Statthalterschaft 10–13.

(Aufsicht, 1 Offizier)

II Pandschab. (Fünfstromland) 16–

Geschichte = Geschichtserzählung

Anfänge. Alexanderzug – Eroberung durch Ranjit. Sikhs. Parteiung. Krieg mit Engländern (–46)

46 Abtretungen, Krieg mit Engländern 17

a) Einfluß. 17–27

Einmischung in Kämpfe, Bürgerkrieg

Thronfolge 20.

Geschlechterstreit 21.

Zweiter Engl.-Sikh-Krieg 22–48. Regentschaft 22–47. Aufstand 47.

b) Herrschaft 27–49.

Regierung Lawrence 27. Krieg 47.

Kabul u. Lahore 29. Lahore 29. Eroberung 48. Feldherren 29. Verräter

Geschichte – Ranjit (38) Amrit (01) Kapur (02) Ranjit (02) Sikh-Reich (39) 39–42

Kharak 39. Alexander 2. Greise 39

Feridkot (39) Abstammung. Omar (+26) Herrschaft und Tod

Nihal Singh (26–39).

Reformation des Hindutums d. Nanak 39. Lehrsätze

Gegensätze Sikhs (Singh) Jowind 40.

Ranjit Singh (39) Herrschaft (41).

Krieg mit Engländern (42–48) 42–47.

Compagnie (42–ca 1813) 42–47.

Regierung Ranjits 1813. Eroberungen

Herrschaft Ranjits 1813–1839. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1839–1843. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1843–1845. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1845–1849. Eroberungen

Herrschaft Ranjits 1839–1843. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1843–1845. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1845–1849. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1849–1857. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1857–1858. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1858–1860. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1860–1863. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1863–1865. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1865–1868. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1868–1870. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1870–1872. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1872–1875. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1875–1877. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1877–1879. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1879–1881. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1881–1883. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1883–1885. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1885–1887. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs 1887–1889. Eroberungen

Regierung Nihal Singhs 1889–1891. Eroberungen

Regierung Sher Singhs 1891–1893. Eroberungen

Regierung Dulip Singhs

Friedensboten an der Afghanengrenze. 65–76

Garakter dieser Grenzvölker 65.
Arbeit unter ihnen. Oberst Wheler (67) Major Edwardes 68)
kirchliche Missionsgesellschaft. Miss. Clark. (68) Pfander 68
erfreuliche Erfahrungen. Major Martin 69
Dilawar Chand 71)

Kapristan (72)

Im Himalaja. 76–88.
Zum 1 Leute 76. amalekam ~~[illegible]~~ Prostytaianer
78. 1 abathal 1837 gegründet. Simla
1841. Himalaja Missionsgesellschaft 78. Simla 1 Kotagarke
1843 Rudolf 1 Pognow. der Schweizer Schule
Gemeinde in Thal Dehra Dun – im Tulasi Paul
1 Elias wirkten
Im Gangra Thal Ferguson. seit 1863. 78 & 80.
1873 d. schottisch Miss. übergeben.

1957 K 4551 ✓

Missions-Bilder.

Neue Serie: **Asien.**

Drittes Heft.

Die Indusländer.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset